

Kaukasische Post

Erleuchtet jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post. 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter denselben, d. h. im Anzeigenteil, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Mdiwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgeldern außerdem: bei Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande; in Wladislawas: bei Frau Seidel, Apotheker-warenhandlung; in Nikolajewa bei Chassaw-Zurt; bei Gebr. Löws, Buchhandlung; in Chassaw-Zurt: bei T. Holzke; Anapa: S. Buch; in Riga: Buchhandlung E. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaufaus, welche dort anfällig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegengenommen im Zentralannoncenbureau des Kaiserhauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Masnikofskaja, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morssaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Kajakentrafke 72/73.

Nr. 14 Sonntag, den 21. September (4. Oktober) 1908. 3. Jahrgang.

Inhalt: 1) Hermann Schulze-Delitzsch (Schluß); 2) Politische Rundschau (In- u. Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaufaus; 4) Aus den Kolonien (Annenfeld, 1. Fort.); 5) Zum bevorstehenden Wingerfest in Tiflis; 6) Die 2. Prediger-Synode des Moskauer Konsistorialbezirks; 7) Die deutschen Siedlungen an der Wolga (Schluß); 8) Literatur und Kunst (Zebannes Krimmer, Erzählung aus dem Leben der Deutschen im Kaufaus von A. Leist, Reisebericht (1. Fort.); 9) Aus aller Welt (Der Aeroplan Deville Wrights vernichtet! O. W. Schöner verlegt, Oberleutnant Selfridae tot! Wilbur Wrights Flugversuche. Verunfallung des Fariseval-Luftballons, Zeppelininfonds, Graf Zeppelins Erkennung. Die Fahrt des Zeppelin-Ballons. Der künftige Umfang des Zeppelin'schen Unternehmens, Graf Zeppelins Gegenstück an die deutsche Nation, Verlobung der Tochter des Grafen Zeppelin); 10) Kirchliche Nachrichten; 11) Lustige Gese.



Freitag, den 26. September d. J.,

(und nicht, wie zuvor angezeigt wurde, am 20. d. Mts) findet im Garten bzw. in den Sälen des **DEUTSCHEN VEREINS zu Tiflis** zum Besten des Unterstützungsfonds der „Kauk. Post“ ein **DEUTSCHES WINZERFEST** statt.

Beginn des Festes: 5 Uhr nachmittags, Ende: 2 Uhr nachts. Während der ganzen Zeit wird eine Militärmusikkapelle spielen. Am Programm in erster Stelle ein Kinder-Schauspiel unter der bewährten Leitung der Turnlehrerin Julufisbe) vorgeführt, welches bei günstiger Witterung im Freien stattfinden soll. Ferner findet zur Befestigung der Kleinen ein Kaspertheater, Sireiten, Zacklaute, Wurfkugeln etc. statt. — Präzise 8 Uhr abends: Aufzug der Winzer und Winzertanen in Folge des Bacchus (in Kostümen); große Polonaise mit anschließendem Winzertanz (einstudiert durch H. Langweiser Overlo), Chorgesang (unter der bewährten Leitung Herrn Matil's), Theater-Varieté (unter gütiger Mitwirkung des Herrn Surkow). — Zum Schluß Tanz. — Während des Festes werden von Frauen und Töchtern der Mitglieder des Deutschen Vereins Kaffee (nur bis 7 Uhr abends), Thee, Butterbröte, Weintrauben, Bowle, Wein und Bier verkauft werden. Konfetti, Blumenhandel, Briefpost, Schießstand auf der Regelbahn (organisiert durch H. Ort-ges). — Illumination des Gartens. Eintrittsgeld: Herren 60 Kop.; Damen 40 Kop.; Kinder 20 Kop. Billete in beschränkter Zahl. Der Vorverkauf hat begonnen. Der Rest der Billete wird am Tage des Festes an der Kasse des Vereins verkauft werden.

Das Vergnügungs-komitee.



Für das Pfarrhaus in Helenendorf werden zwei fleißige, christlich gesinnte

Dienstmädchen gesucht.

Gehalt—10 Rbl. monatlich, Respektantinnen werden gebeten, sich zu wenden an den Oberpastor in Helenendorf.

Dr. med. D. Kirschenblatt.

Sprechstunden: Vorm. von 10—11 Uhr, Abends von 5—6 Uhr. Innere, Nerven- und Kinderkrankheiten. Kieniewskaja Nr. 6, unweit von Hotel Weigel. 26—2

Dankagung.

Herrn Gen. Agenten Oskar Wulff und der Familie des unlängst verstorbenen, langjährigen Ehrenrators der „Deutschen Schule“ Herrn Biell. Staatsrats Heinrich v. Strube sage hiermit für die zum Besten der die 3 oberen Abteilungen der gen. Lehranstalt besuchenden Kinder dargebrachten Freibillete zum Besuch des bevorstehenden „Wingerfestes“ (von ersterem 75, von letzterem 15 Stück) meinen aufrichtigen Dank. Möge das durch diese sympathische Schenkung bekundete Interesse für die heimende Jugend unserer Gemeinde auch in weiteren Kreisen die nötige Beachtung finden und zur Nachahmung auffordern.

Lehrer A. Briem,

der der zeitige Vorsteher der „Deutschen Schule.“

Hermann Schulze-Delitzsch,

der Schöpfer des deutschen Genossenschaftswesens.

Zu seinem hundertsten Geburtstag (29./16. Aug. 1908) von Georg Stamper. (Schluß.)

Mit dieser großen praktischen Bedeutung, die Schulze gewonnen hatte, kontrastiert nun in merkwürdiger Weise seine

*) Westermanns Monatshefte, September 1908.

Stellung gegenüber den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Problemen. Er war 1861 einer der Mitbegründer des „Deutschen Nationalvereins“ geworden, hatte sich als Abgeordneter der Partei „Jung Litauen“ angeschlossen, aus der später die „Fortschrittspartei“ hervorging. Nach seiner im Jahre 1862 erfolgten Niederlassung in Potsdam hatten ihm seine Freunde, die ihn als „König im sozialen Reich“ etwas überschwänglich priesen, 1863 eine Summe von 50 000 Talern überreicht, von denen er in unabhängiger Bestimmung nur die Zinsen annahm. Aber er überschätzte seine Kräfte doch, wenn er ohne die genügende Kenntnis in der Lohnarbeiterfrage vornehmlich sich als den Führer der gesamten sozialen Entwicklung in Deutschland ansah und mit den durch das Ansehen seiner Person gedeckten, oft der gesunden Weiterentwicklung schädlichen Maßnahmen nicht wenig dazu mitwirkte, die revolutionäre Richtung im deutschen Arbeiterstande wider seinen eignen Willen — und darin liegt die Tragik — zu fördern.

In der Produktivassoziation der Arbeiter allein erblickt er die Rettung. Er glaubt, sie würde die Fabrikanten nötigen, Lohnerhöhung und Gewinnbeteiligung einzuführen. Denn sie „durchbreche das Monopol der Großunternehmer,“ kräftige materiell, intellektuell und moralisch den Mittelstand und die Arbeiter. Nur durch diese Konkurrenz der Arbeiter gegen die Unternehmer sei ein dauernder Einfluß auf die Lohnerhöhung, auf günstigere Stellung der Arbeiter im allgemeinen erreichbar. Die Produktivgenossenschaften sieht er als die Krönung seiner Vorschuss-, Rohstoff- und Magazingenossenschaften an, und in diesem Glauben erschienen ihm sonstige soziale Reformen falsch. Wenn schon der Hinweis, der Arbeiter solle dem Unternehmer Konkurrenz machen, nicht unvereinbar war mit der manchesterlichen *) Anschauung, so mahnte Schulze doch bald ab, Produktivgenossenschaften zu gründen, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß die Versuche keinen rechten Erfolg hatten zeitigen können. Hier zeigte sich, wie wenig die Arbeiterfrage mit den Genossenschaften im Zusammenhang stand. Schulze war als Praktiker theoretisch nicht tief genug vorgebildet und kannte weder das moderne deutsche noch das englische Fabrikwesen genau genug. — Nun forderte aber der Vorkampf eine Organisation der Arbeiter mit Notwendigkeit, d. h. Gewerkschaften, ferner eine Arbeiterversicherung gegen Krankheit, Alter, Tod und Unfälle — hier konnte das Sparen allein keine wirksame Hilfe bringen —, um die ganze Lebenshaltung der Lohnarbeiter zu heben. Die preussischen Zwangsrentenkassen und Knappschaften wie überhaupt das Hilfsklassenwesen lehnte Schulze aus dem Grunde ab, weil durch die einzuzahlenden Prämien aus dem Verdienst des Arbeiters diesem die Möglichkeit der Sammlung eines kleinen Kapitals entzogen werde und damit der Aufstieg zur Selbstständigkeit, sowie weil damit der Arbeiter jede Besserung seiner sozialen Stellung sich verschlage, um in Not und Alter nicht die öffentliche Miltätigkeit in Anspruch nehmen zu müssen. Auch einer Ausbildung der Fabrikgesetzgebung, einer staatlichen Fabrikaufsicht, die im Interesse des Arbeiters liegen muß, stand Schulze ablehnend gegenüber. Es hing mit seiner ganzen Auffassung von der Bedeutung und dem Wesen des Staates, den er am liebsten in lauter Vereine aufgelöst hätte,

*) In Deutschland bezeichnet man als Manchestertheorie diejenige, welche der Selbsthilfe freien Spielraum gelassen haben will. Die Red.

zusammen, wenn er eine Verstellung von Rechtschaffen entwickelte, die uns heute befremdend anmuten muß. Schon deshalb wollte er eine Polizeiherrschaft des Staats nicht anerkennen, weil sie im Interesse von Leben, Ordnung, Gesundheit und reellem Verkehr der Gesamtheit den Betrieben gewisse Rechtsbeschränkungen auferlegen müsse. Hier war die freie Konkurrenz durchaus nicht am Plage. So geschah es, daß von Schweizer, der Begründer der sozialdemokratischen Gewerkschaften (1868), Schulze bei den Berliner Arbeitern völlig verdrängt und Lassalle, der die Produktivgenossenschaft mit Staatskredit forderte, an Schulzes Stelle die Führung der sozialen Bewegung an sich riß.

Trotz der überlegenen wissenschaftlichen Bildung, über die Lassalle verfügte, konnte er dennoch seinen Gegner nicht treffen, dessen Staatsauffassung zwar nicht tief war, der aber mit warmem Herzen die goldenen Tugenden aller Zeiten: Sparsamkeit, Fleiß, dem Gesellen und Kleinmeister energisch vorzuhalten verstand, mit dem Hinweis auf die Selbsthilfe deren Vertrauen stärkte und durch seinen hellen Idealismus ungemein günstige sittliche Wirkungen auf den deutschen Handwerkerstand hervorgebracht hat. Lassalle und Schulze erscheinen als zwei einander völlig unähnliche geistige Größen. Jedenfalls wird Schulzes großes soziales Verdienst durch diesen Gegner nicht um eines Haares Breite geschmälert. Die „Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung“, die Schulze 1871 begründet hat, bezeugt so recht seinen Idealismus. Die ehrende Anerkennung seiner Verdienste in Deutschland und im Auslande ist ihm reichlich zuteil geworden. Die Heidelberger Juristenfakultät verlieh ihm 1873 die juristische Doktorwürde honoris causa. Dem Reichstage gehörte er erst als Vertreter für Berlin, später für Wiesbaden fast bis zu seinem Tode (29./17. April 1883) an.

Wir haben schon mehrfach die allgemeinen politischen Anschauungen Schulzes berührt. Im ganzen kann man sagen, er habe den Ideen des älteren Liberalismus, dem noch ein wenig sächsischer Partikularismus beigemischt war, gehuldigt. Er feierte 1848 die Berliner Märzämpfer, sprach zornig gegen die Formel „von Gottes Gnaden“, die doch eigentlich eine Betonung der Demut des Fürsten ist; das „Volk“, d. h. die nicht der Heeres- und Staatsverwaltung angehörigen einzelnen Bürger in ihren Vereinen und Parteien, erschien ihm als der Träger alles Guten, die Regierung als der alles Schlechten. Er hielt fest an dem Gedanken von der Volkssouveränität. Als Mitglied von „Jung Litauen“ schürte er einst den Verfassungskonflikt, er wollte gegenüber der Moonschen Armeeorganisation eine durch Turnerei geübte Landwehr setzen. Er sprach in eben den Tagen, da unser führender Staat sein Schwert scharfste zum Entscheidungskampf um die Einheit der Nation, das böse Wort, man müsse Preußen den Großmachtsfingel austreiben. Gegen den übertriebenen Polizeistaat in Preußen und für das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses hat er zweifellos mit voller Berechtigung gekämpft, wemgleich er gar nicht zu den eigentlichen Führern der Opposition in der Konfliktzeit und in der Fortschrittspartei gehörte. Aber wie immer seine politischen Bekenntnisse waren, sie hatten ihren Untergrund in einer zähen, geschlossenen Persönlichkeit, deren politische Fehler und Anflügeiten eng zusammenhängen mit der Unwandelbarkeit ihrer Überzeugungen. Schulze hat seine Lehren selbst gelebt: die makellose Ehrlichkeit in all seinem Tun und Denken, die uneigenmützige Arbeitsamkeit im Dienste seiner Schöpfung, der ideale Schwung, der in den mitt-

teiparlamentarischen Konferenz wandte sich mit einer kurzen Ansprache an den Reichskanzler, sprach ihm den Dank für den prächtigen Empfang aus und fügte hinzu, daß 99 Prozent aller Engländer die besten Beziehungen zu Deutschland wünschen. Der Reichskanzler antwortete in englischer Sprache, er könne im Namen des deutschen Kaisers, des deutschen Volkes und in seinem eigenen versichern, daß die Deutschen das beste Verhältnis zu England anstreben. Ferner sprach Fürst Bülow die Hoffnung aus, daß die Mitglieder der Konferenz sich persönlich von diesem guten Verhältnis überzeugt und sich hier wohlgeföhlt haben.

Türkei. König Edwards Telegramm an den Sultan hat in der Türkei einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Ganz besonders soll der Großvezier Kiamil Pascha über die Anerkennung seiner Bedeutung für das Land durch den König erfreut sein.

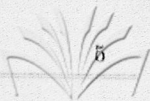
Dennoch gilt die Stellung des Kabinetts Kiamil Pascha als erschüttert. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit demselben wächst mit jedem Tage. Namentlich in Kleinasien, wo das Verständnis für die Konstitution gleich Null ist, haben die reaktionären Agitatoren freie Hand. Sie weisen auf Schritt und Tritt die völlige Abhängigkeit der Regierung von den jungtürkischen Komitees und deren Anhänger nach und behaupten zugleich, daß zu letzteren viele ehemalige Emigranten von recht zweifelhaftem Rufe und sonst fragwürdige Personen gehören, welche lediglich darauf ausgingen, unter dem Deckmantel des Rationalismus ihre eigenen Geschäfte nach Möglichkeit vorteilhaft abzumachen. Die Führer der jungtürkischen Bewegung würden bald selbst ihre Ohnmacht gegenüber ihren Komiteegenossen erkennen und vor ihnen die Segel streichen müssen. Ihre wohlgemeinten Absichten würden nie zur Verwirklichung gelangen. Der Despotismus der alten Ordnung sei durch den der neuen ersetzt worden. Nicht das Recht, sondern die Gewalt führe nach wie vor das Szepter. Eine Regierung aber, die gegen die Übergriffe eines ganz unwürdigen Haufens von Geschäftsmachern aus Furcht nicht frontiere, sei nicht am Plage; sie müsse beseitigt werden.—Die Anzeichen für eine reaktionäre Stimmung, die bald weitere Kreise ergreifen dürfte, machen sich denn auch allenthalben bemerkbar. So hat sich z. B., wie man aus Konstantinopel meldet, die mohammedanische Bevölkerung des Bezirkes Ajandschin im Vilajet Kaschani (Kleinasien) gegen die Verfassung aufgelehnt und bedroht die nach den Bestimmungen der letzteren vorgehenden Staatsbeamten. — Die Korden unter Ibrahim Pascha befinden sich in offenem Aufbruch, den die Regierungstruppen niederzukämpfen vergeblich bemüht sind.—Die Beduinen, denen durch die jüngsterfolgte Eröffnung der Hedjaz-Bahn angeblich ein bedeutender Vermögensschaden zugefügt worden ist und die deshalb die neue Linie zu zerstören drohten, die genau genommen aber durch alttürkische Agitatoren aufgehetzt wurden, um der augenblicklichen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, konnten nur durch das Versprechen einer jährlichen Subsidie von beträchtlichem Umfange, die ihnen aus Staatsmitteln gezahlt werden muß, wieder zur Ruhe gebracht werden. — Die Teilnahme von 500 türkischen Damen an einer öffentlichen Aufführung des patriotischen Stücks „Vaterland“ in der

Marienschule auf der Insel Kasik, wobei auch die Frauenrollen von Marinekadetten gespielt wurden, und namentlich der Umstand, daß die Damen unverhüllt erschienen, hat unter den alttürkischen Elementen große Unzufriedenheit erregt, die auch in einer am nächsten Tage erfolgten Demonstration gegen die Frauen zum Ausdruck kam. — Die Geistlichkeit zeigt neuerdings auch eine nicht mißzuverstehende Abneigung gegen das neue Regime und erklärt, gegen ihren Willen in die jungtürkische Bewegung hinein gezogen worden zu sein. — Die Griechen sind mit der neuen Wahlordnung unzufrieden. — Den Streiks der Beamten und Bediensteten an der Anatolischen- und der Bagdadbahn und dem Konstantinopler Tram war leztlich ein Streik auf den Orientbahnen welche die Türkei mit Europa verbinden, ausgebrochen, der offensichtlich von auswärts genährt wurde, da Forderungen geltend gemacht wurden, die von der Gesellschaft unmöglich erfüllt werden konnten. Das Personal der Orientbahnen besteht aus ungefähr 580 Beamten, 908 Bediensteten und 200 bis 300 Werkstätten- und Tagarbeitern. Erst im November vorigen Jahres sind den Beamten bis zu einer gewissen Gehaltsstufe Teuerungszulagen bewilligt worden. Bei den letzten Verhandlungen wurden den Beamten neuerlich Aufbesserungen ihrer Bezüge im Durchschnitt von 20 bis 40 Prozent konzediirt. Ein Teil der Beamtenschaft, jener der Salonicher Strecke, erklärte sich damit zufrieden. Der weitaus größere Teil verharrete aber auf den ursprünglichen Forderungen, die einen weit größeren Prozentsatz an Gehaltserhöhung darstellen. Die Direktion der orientalischen Eisenbahnen hat den Angestellten Erhöhungen proponiert, die ungefähr 400 000 Francs betragen. Die Beamten akzeptierten dieselben nicht, sondern beharrten auf der vollen Erfüllung ihrer Wünsche. Nun haben die Streikenden, nachdem der Verkehr mehrere Tage gänzlich unterbrochen war, ein Schiedsgericht angenommen und steht zu hoffen, daß der Streik damit auch wirklich abgetan sein wird.—Die allgemeine überhand nehmende Streikbewegung hat natürlich das Ansehen des jungtürkischen Komitees bis zu einem gewissen Grade untergraben, denn man wundert sich nun allgemein, daß das neue Regime nicht einmal solche Bewegungen zu zügeln vermag.—Die treibenden Elemente der Streikbewegung sind die Beamten der bulgarischen Orientbahnlinie sowie bulgarische Sozialisten. — In Konstantinopel hat wieder ein Riesenbrand stattgefunden. Über 500 Häuser sind verbrannt. Daß dahinter alttürkische Agitatoren stecken, unterliegt keinem Zweifel.

Die Verhandlungen mit der Ottomanischen Bank haben zum Abschluß einer Anleihe in der Höhe von 4 1/2 Mill. türkische Pfund geführt wobei die Liegenschaften des Sultans als Sicherheit dienen sollen.

Ein Erade des Sultans verkündigt den Abschluß eines Vertrages betreffs Einrichtung von Stationen der drahtlosen Telegraphie im Reiche — mit einer deutschen Firma!

Persien. Die Revolution greift so stark um sich, daß eine volle Wiederherstellung der Ruhe aussichtslos erscheint. In den Provinzen mehren sich die Kollisionen zwischen den Gouverneuren und den Endschiemen, die ebenfalls über Truppen verfügen. Die Position des Schahs ist sehr prekär, da er nur über



4000 Mann Militär verfügt, das natürlich für ganz Persien nicht ausreicht. Die Überfälle auf friedliche Bürger nehmen ihren Fortgang, das unaufhörliche Rauben und Morden in den Provinzen zwingt die fremden Gesandten, Schutzmaßregeln zu treffen. In Täbris fließt das Blut in Strömen. Am 12. d. Mts haben die Regierungstruppen endlich den Sturm auf die Verschanzungen Sjattar-Chans unternommen, wurden jedoch mit recht erheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Der Ruhm Sjattar-Chans ist im Wachsen. Der Schah hat der russisch-englische Note dahin beantwortet, daß er zunächst das Wahlgesetz durch ein Edikt abändern und dann wenn, die geeignete Moment gekommen sein würde, den Medschlis einberufen werde. Mittlerweile ist amtlich bereits publiziert worden, daß der Medschlis und der Senat zum 1. Nov. d. J. einberufen werden. Nur die Provinz Aserbeidshan geht vorderhand der Wahlen verlustig, bis hier wieder völlige Ruhe eintritt. Diese dürfte allerdings noch recht lange auf sich warten lassen

Nachrichten aus dem Kaukasus*).

— **Tiflis.** Die Tifliser Wehrpflichtskommission hat an alle Dorfgemeinden eine Bekanntmachung des Inhalts ergehen lassen, daß die in diesem Jahre militärpflichtigen jungen Leute zum Losen zu erscheinen haben: vom 1. tifliser Einberufungsbezirk am 4. November in der Kanzlei der Wehrpflichtskommission selbst; vom zweiten Einberufungsbezirk am 28. Oktober im Dorfe Sjartatschaly, und vom dritten am 15. Oktober im Dorfe Elisabethtal.

— **Cholera.** Untersuchung des Wassers auf das Vorhandensein von Choleravibrionen hin. Um das Wasser in der Stadt besser beobachten zu können, beschloß die städt. Sanitätskommission, dasselbe mindestens zweimal wöchentlich bakteriologisch untersuchen zu lassen, und zwar sollen die Wasserproben nicht nur der Wasserleitung selbst, sondern auch den Krähen in der Stadt, ferner auch der Kura unterhalb der Ableitungsrohren des Stadtkrankenhauses, an der Mündung des Sjololafkanals und der Ableitungsrohre des städtischen Barackenkrankenhauses entnommen werden.—Auch beschloß die Kommission, den Bürgern der Stadt anzuzuschreiben, keine Trauben aus Elisabethpol zu kaufen, da in dieser Stadt die Cholera in stärkerer Form austritt. Gleichzeitig wurde beschloßen, zuständigen Orts ein Verbot der Traubenausfuhr von dort zu erwirken.—Im übrigen scheint die Cholera bei uns bereits im Erlöschen zu sein. Bis zum 16. Sept. sind im ganzen seit Ausbruch der Epidemie 93 Erkrankungen konstatiert worden.

— Der „Tifl. Listol“ bringt die Nachricht, daß die Anonyme Gesellschaft der tifl. elektrischen Bahnen mit der hohen Krone in Unterhandlungen zwecks Überlassung derselben an letztere getreten sei.

— Am 12. Sept. abends hat die Polizei im Bereich der „Doluzhanow'schen Ländereien“, jenseits der Eisenbahn, im Hause eines gewissen Bindiaschwili, eine große Niederlage von Bomben, Explosivstoffen, Munition und Waffen entdeckt. Das Haus besteht aus zwei Zimmern und einem kleinen, scheunenartigen Anbau. In einem Zimmer befand sich in der Ecke ein gewöhn-

licher Küchenherd, der, wie die Untersuchung ergab, in einen ziemlich umfangreichen Keller mit nichtholzernen Wänden verdeckt. In diesen Räumen sind 105 fertige und 45 unfertige Bomben entdeckt worden, außerdem noch in größerer Anzahl Schusswaffen verschiedener Systeme mit Zubehör, Patronen, Pulver, Bleiugeln, Druckketteln und anderes, was zur Anfertigung von Bomben nötig ist. Es erweist sich, daß dies das Arsenal der tifliser Abteilung des allrussischen sozialdemokratischen Arbeiterverbandes gewesen ist. Welch' eine saubere Gesellschaft doch die Herren Sozialdemokraten sind, an ihren Werken könnt ihr sie erkennen!

— Aus dem **Kreise Letischahum** (Gouv. Kutais) wird dem „Tifl. List.“ über eine Värenplage, unter welcher die Gemeinde Obreti viel zu leiden hat, geschrieben: Die ohnehin arme Gemeinde habe sich nach dem Verlust ihrer Weingärten infolge der Verheerungen durch die Phylloxera auf den Anbau von Weiskorn gelegt. Nun seien aber in der Zeit von Mitte Juli bis Ende August auf den Maisfeldern Vären in einer solchen Menge erschienen und hätten an dem Weiskorn so viel Geschmack gefunden, daß dem Bauer nur ein Drittel seiner so mühsam erzielten Ernte verblieben wäre. Die Gemeinde habe sich deshalb an den örtl. Gouverneur mit der Bitte gewandt, ihr, da sie keine Waffen besäße, einen Sachverständigen zu schicken, der die Vertilgung der Vären durch künstliche Mittel besorgen könnte. Daß die Maisfelder von Wildschweinen beimgelacht werden, ist hier zu Lande bekannt, daß sie aber auch von den Vären aufgesucht werden, ist uns ganz neu.

— In **Batum** ist der bekannte Arzt Triantaphilidis entführt worden, während er nächtlicherweise, angeblich zu einem Patienten, abgeholt wurde. Die Räuber verlangten 30 000 Abl. Lösegeld, unter der Androhung, den Gefangenen zu töten, falls der Polizei über den Vorfall Anzeige gemacht würde. Da letzteres dennoch geschah, führten sie ihre Drohung aus. Einige Tage später wurde T. in der Nähe von Batum ermordet gefunden.

— **Sjuchum.** Bei Bauarbeiten in der Nähe des alten Schlosses wurden Reste einer alten Basilika entdeckt. Man fand Steine vom Altar, vom Opfertisch, manche Stücke waren mit Fresken geschmückt. Das alte Schloß heißt in der Sprache der Abchazen „Sa—Wato—Ge“ d. h. der heilige Apostel Matthäus, der von den Swaneten gerade dort beim alten Dioskuria, jetzt Sjuchum, den Märtyrertod erlitt.

— Im **Kreise Elisabethpol** greift die Cholera immer mehr um sich. Im Dorfe Kara-Kassalu starben an der Cholera der Dorfälteste und sein Gehilfe. Im ganzen Kreise gibt es nur einen Arzt und ein Krankenhaus, nämlich in der Kolonie Annenfeld und einen Feldscher, im Dorfe Staraginar. Allerdings etwas wenig ärztliche Hilfe. Und da wollen die Annenfelder ihren Arzt und ihr Krankenhaus noch los sein!

— **Grosny.** (im Terelgebiet). Es wurde ein Komitee gebildet zur Einrichtung von Versuchsfeldern auf den Ländereien der Stadt und der umliegenden Kosjafendörfer für den Anbau von mandjurischen Pflanzen.

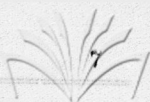
Aus den Kolonien.

Die deutsche Kolonie Annenfeld in Transkaukasien (4. Fortsetzung). Die Bewässerung des der Kolonie gehörigen Landes (ungefähr 3600 Dessjatinen) erfolgt hauptsächlich durch Zuleitungskanäle, welche vom Flusse Schamchor gespeist werden. Von den

*) In der vorigen Nummer ist unter **Tschiaturl** das Manganerz fälschlich mit Braunkohle, statt Braunstein, übersetzt worden, was hiermit zurecht gestellt sei. Die Redaktion.

225 Dessj. Weingärten erhalten ungefähr 25 Dessj. das Wasser aus dem örtlichen Kägris, einem unterirdischen, zirka 3 Werst langen, und mehrfach verzweigten Stollen, welcher seinen Anfang im Gebirge nimmt und namentlich dazu dient, das Dorf selbst mit Wasser zu versorgen. Die Kanäle zu beiden Seiten der Straßen erhalten das Wasser gleichfalls aus dem Kägris. Aus ihnen werden die Haustiere und das Geflügel getränkt. Der Kägris ist von 3 Seiten mit Steinschiefen, die an einander gemauert sind, ausgekleidet und nur die Sohle desselben liegt frei, da das Erdreich hier so fest ist, daß es an das über ihn hinströmende Wasser keine verunreinigenden Bestandteile, wenigstens nicht in erheblichen Mengen, abgibt. Dennoch findet eine Reinigung des Kägris durch Schächte statt, die in Abständen von etwa 20 Faden senkrecht zum Stollen durchgeschlagen sind. Das Ausräumen geschieht 1—2 mal im Jahr. Das Gefälle des Wassers im Kägris ist kein starkes, weshalb die Tiefe der Schächte je näher zur Kolonie um so mehr abnimmt. Immerhin erfordert das Hinabsteigen Geschicklichkeit und Übung, weshalb diese Arbeit meist auch nur von bestimmten Personen ausgeführt wird (gegen eine angemessene Vergütung). Der Kägris existierte bereits, als das Dorf hier angelegt wurde. Dennoch erforderte seine Instandsetzung ungefähr 6000 Abl., welche von der hochberzigen Gemahlin des damaligen Statthalters im Kaukasus S. K. G. des Großfürsten Michail Nikolajewitsch, J. K. G. der Großfürstin Olga Feodorowna seligen Andenkens, gespendet wurden. Der Unterhalt des Kägris im Laufe der 35 Jahre, seit die Annensfelder denselben nützen, hat in runder Summe im ganzen noch weitere 24 000 Abl. gekostet. Diese Ausgabe erscheint trotzdem kaum von Belang, wenn man bedenkt, um wie vieles der Gesundheitszustand der Bewohner dieser Kolonie seit ihrer Übersiedlung hierher besser geworden ist (die Annensfelder lebten bis zum Jahre 1873 einige Werst—zirka 7—weiter östlich, in einem flachen Talleset, gegen jeden erseisenden Luftzug durch die umliegenden Berge abgeschlossen, und war das Trinkwasser, welches einzig durch mangelhafte Gräben in die Kolonie geleitet wurde, schlecht, infolgedessen in Annensfeld auch Krankheiten aller Art herrschten, denen im Laufe der Jahre eine so große Zahl Bürger zum Opfer fiel—vgl. hierzu in Nr. 15 des 1. Jahrgangs der „Kauk. Post“ den Artikel: „Die deutschen Kolonien in Transkaukasien, 10. Fortsetzung“,—daß man ein gänzlicheres Aussterben derselben befürchten zu müssen glaubte. Das Wasser aus dem Kägris soll mehrfach auf seine chemische Zusammensetzung hin untersucht worden sein und sich stets als absolut unschädlich erwiesen haben. Von Geschmack ist es jedenfalls rein und schön. Seine Temperatur ist äußerst niedrig, was seinen Genuß im Sommer noch um vieles erhöht. Ein Reservoir zum Auffangen des Wassers aus dem Kägris existiert nicht. Das Wasser, welches kälter ist als der Boden, gelangt aber auch in einen Teil der Weingärten (s. oben) was letzteren, nach dem Tauschhalten von Paul Hoffmann („Die deutschen Kolonien in Transkaukasien“) mit der Zeit verhängnisvoll werden könnte. An mehreren Stellen des Dorfes finden sich Pumpen, mittels welcher das Kägriswasser, durch gußeiserne Röhren aus den Hauptstollen herübergeleitet, dem Gebrauch zugänglicher gemacht wird.—Im großen ganzen herrscht in Annensfeld aber dennoch Wassermangel, wenigstens in der heißen Zeit, zumal Annensfeld nur Bewässerungsland besitzt. Würde der Kolonie mehr Wasser zugeteilt, was angesichts der unverhältnismäßig hohen Abgaben, die Annens-

feld dem Staat zu entrichten hat, nur recht und billig wäre, so gäbe es hier nicht nur 225 Dessjatinen Weingärten, sondern bald gewiß das Doppelte, was nicht bloß den Wohlstand der Bürger, sondern zugleich auch ihre Steuerkraft im demselben Maße erhöhen müßte. Bekanntlich ist seit 1891, d. h. seit dem im Kaukasus eine besondere Wasserversorgungsbehörde existiert, die Verteilung des Wassers in jedem Bezirk—zu einem solchen gehören zirka 15 Ortschaften—Sache des Mirab, und seiner 4 Gehilfen. Sobald in den Bergen die Niederschläge reichlicher erfolgen, nimmt jede Gemeinde sich das Wasser selbst und zwar uneingeschränkt. Vom Juni aber, manchmal auch schon von Ende April oder Anfang Mai bis in den August hinein, wenn die Wassermenge abnimmt, findet eine Zuteilung des Wassers nach gewissen Regeln statt, wobei widerrechtliche Entnahme von Wasser gesehlich verfolgt wird. Tritt die Notwendigkeit einer noch sparsameren Zuteilung des Wassers ein, so werden die Schütze der Kanäle und Zuleitungsgräben von den zuständigen Beamten versiegelt und bekommt jeder Ort dann weniger Wasser als die Norm ausmacht, was häufig böse Folgen zeitigt. Eine möglichst gerechte Verteilung des Wassers bleibt natürlich das unter allen Umständen zu erstrebende Ideal, aber die ganze Frage der Wasserversorgung befindet sich bei uns eben erst im Anfangsstadium und ist es daher auch nicht zu verwundern, wenn die Grundsätze, nach denen die Zuteilung des Wassers erfolgt, diesem Ideal nicht immer entsprechen. Mit der Zeit wird hierin gewiß ein Wandel zum Besseren eintreten und sollten daher unsere Kolonisten den gegenwärtigen Wassermangel nicht als ein unabänderliches Übel ansehen. Einstweilen aber sollten die Kolonisten, auch die Annensfelder, sich den Vorwurf Paul Hoffmanns zu Herzen nehmen, nämlich—daß sie in der Regel zu große Wassermengen auf das Land bringen, welches sie gerade zu beriefeln vorhaben und dabei das übrige bewässerbare Land ganz außer Acht lassen. Die Kolonisten könnten sich noch immer nicht, meint Hoffmann, von den Nachwehen des früheren ungeordneten Zustands frei machen, wo jeder sich Wasser nach Belieben nahm, zum Schaden der am unteren Flußlauf gelegenen Ortschaften. Rationellere Wasserverwertung—und der Schaden ließe sich, teilweise wenigstens, gut machen! Zudem werde von den zahlreichen Maßnahmen, welche das Eindringen der Niederschläge in das Erdreich erleichtern, oder welche die Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit erschweren, von den Kolonisten kaum eine angewandt; die Verdunstung speziell sei aber bei uns eine große; hier müßten alle neuen Errungenschaften in der Landwirtschaft bezüglich der Verringerung derselben Berücksichtigung finden. Schließlich sei aber auch der Zustand der Zuleitungskanäle und -gräben in der Regel schlecht. Die Gräben seien häufig zu breit und zu flach und ihre Ränder, sowie auch die Grabensohlen zu stark bewachsen. Freilich muß auch Hoffmann zugeben, daß sich keine bestimmten Regeln aufstellen lassen, nach denen in den Kolonien die sparsamste und zweckmäßigste Bewässerung der Kulturen zu bewerkstelligen wäre. Die Höhe der erforderlichen Wassermengen sei von zu vielen Bedingungen abhängig, z. B. vom Wind, der Wärme, der Feuchtigkeit der Luft, der Zusammensetzung und Beschattung der Bodenoberfläche (etwa durch reichlichen oder weniger reichlichen Waldbestand), der Zusammensetzung des Untergrundes, der Höhe des Grundwasserstandes, der Art der Kulturgewächse und ihrer Bewurzelung etc. Hier die richtigen Grenzen zu finden, dazu



könnten einzig und allein jahrelange Beobachtungen und Versuche verbelfen. Für Annenfeld und die zu demselben Wasserbezirk gehörigen Gemeinden wäre aber vor allen Dingen ein Waldbestand erwünscht, der hier völlig fehlt, dessen Bedeutung aber für die Bodenfeuchtigkeit von niemandem bestritten werden dürfte und in Anbetracht dessen man in Annenfeld unverzüglich daran gehen sollte, einen solchen durch Aufforstung zu beschaffen. (Fortsetzung folgt.) R. S.

Zum bevorstehenden „Winzerfest“ in Tiflis.

Wir sind um die Veröffentlichung folgender Zuschrift ersucht worden: „Das Fest ist auf den 26. d. Mts, also auf Freitag in der nächsten Woche, der zugleich ein Feiertag ist, verschoben worden, weil über den großen Saal im Deutschen Verein zum 20. d. Mts. seitens des „Russischen Klub's“, der denselben von sich aus zu vergeben hat, ganz unerwartet anderweitig verfügt worden ist. — Die Billete, welche auf den 20. d. Mts. ausgestellt sind, behalten natürlich ihre Gültigkeit auch für den 26. d. Mts. — Um ein mehrmaliges Lösen von Eintrittskarten während des Festes, welches von 5 Uhr nachm. bis 2 Uhr nachts dauern soll, zu vermeiden, werden die Gäste gebeten, beim Verlassen des Lokals sich jedesmal mit Kontrollmarken versehen zu wollen. — Der Vorverkauf der Billete findet unter anderem auch in der Redaktion der „Kauk. Post“ (Golowin'scher Prospekt Nr. 12, im Hof, rechter Hand) während der Büreaustunden, am Vormittage zwischen 10—1 Uhr, statt. — Die Beteiligung am Fest verspricht eine rege zu werden und tut jedermann daher gut, sich rechtzeitig mit Billeten zu versorgen. — Um auch den weniger bemittelten Zöglingen unserer „Deutschen Schule“ die Beteiligung am Fest zu ermöglichen, ist von sehr geschätzter Seite eine größere Partie von Kinderbilleten dem Leiter der Anstalt, Herrn Lehrer Briem, unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, ein Beispiel, welches hoffentlich Nachahmung finden wird. — Das Kinderfest endet präzis 8 Uhr. Nach Eintritt der Dunkelheit werden die Kleinen im Saal beschäftigt werden, auch soll ihnen Möglichkeit zum Tanzen geboten werden. — Die Herren und Damen vom Sängerkorps werden dringend ersucht, an den Gesangsübungen (unter Leitung des Herrn Katal) lebhaften Anteil nehmen zu wollen.“

Die zweite Prediger-Synode des Moskauer Konsistorialbezirks.

Vom 17. bis 20. August tagte in Moskau die 2. Prediger-Synode des Moskauer Konsistorialbezirks, an der sich 26 Pastoren beteiligten.

Schon am 17. waren die meisten Pastoren erschienen, um an dem abends 7 Uhr stattfindenden Beichtgottesdienst teilneh-

men zu können. Pastor Jürgenssen aus Tschiklinsk hat die Beichtrede, in welcher er unter anderem auf die gemeinsamen Kommunion der Amtsbrüder hinwies, die, auf einsamen Posten an den Grenzen des Reiches stehend, sich oft mit Selbstkommunion begnügen müßten, während das Herz sich so sehr nach dem Trost eines andern Bruders sehnt. Sonntag, den 17., fand der Festgottesdienst in der neuen St. Petri-Pauli Kirche statt, in welcher Pastor Komwetsch aus Pätigorok die Altarrede und Gen.-Sup. Fehrmann die Festpredigt hielt. In der Altarrede wurde darauf hingewiesen, daß die erste Synode Amtsbrüder und Gemeinden großen Segen gebracht habe, und auch die diesjährige Synode werde neue Anregung und neuen Segen zur Folge haben, wenn die Arbeit mit dem rechten Gebetsstimm begonnen würde. Das Gebetskammerlein sei der Schaltungsraum, wo die Verbindung zwischen Gott und Mensch hergestellt und die Kraft verliehen werde, die frischen Mut und neue Schaffensfreudigkeit verleihe, wenn wie im Hinblick auf die geringen Erfolge oft dem Verzagen nahe seien. „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernst ist“. Die Wahrheit dieses Schriftwortes solle uns antreiben, nicht nachzulassen und selig sei der Prediger, der betende Hände für seine Gemeinden emporhebe, selig aber auch die Gemeinde, die ihren Pastor auf betenden Händen trage. Die Sünde sei der Leute Verderben und das Haupthindernis bei der Erhörnung unserer so sehr aufs Weltliche gerichteten Gebete. Vor allem müßten wir um den heiligen Geist bitten, damit die dürren Felder blühende Gärten würden und zu neuem herrlichem Leben erwachten!

In der Festpredigt wies der General-Superintendent, im Anschluß an das Sonntagsevangelium, auf Jesu Throna hin, die Er heute noch vergießt im Blut auf die Verwältigung der Kirche, in der statt der Krämer und Geldwechsler Falschmünzer auftreten, welche menschliche Weisheit an Stelle des Gotteswortes setzen möchten. Da sei es nötig, daß wir uns, wie Jesus es tat, in heiligem Zorn dagegen auflehnten, und Gottes Tempel reinigten und nicht zuließen, daß der Feind eindringen und die Kirche zerstöre.

Die Liturgie hielt Pastor Schleyer aus Tambow, während Oberpastor v. Diekhoff gemeinsam mit Pastor Jürgenssen das Abendmahl den Amtsbrüdern darreichten. In feierlich geordnetem Zuge verließen die Synodalen den Gottesdienst, wie sie beim Beginn in feierlichem Zuge die Kirche betreten hatten. Gleich nach dem Gottesdienste fand darauf in der Wohnung des Herrn Oberpastors v. Diekhoff die Begrüßung der zur Synode erschienenen Pastoren durch den Herrn Gen.-Superintendenten statt, in welcher er auf dreierlei Notstände hinwies, die einen trüben Ausblick in die Zukunft gewährten: 1) Den Pastorenmangel, 2) das Eindringen der modernen Theologie und 3) die schwere Zeit, in der wir leben. Darauf verlas der Oberhirte das Programm der bevorstehenden Arbeiten und wissenschaftlichen Vorträge und schloß die erste Sitzung, im Gebet des Herrn Beistand ersiehend. Für die gemeinsamen Mahlzeiten hatte der Oberpastor sein Speisezimmer in lebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, so daß bei fröhlichem Zusammensein mancher alte Freundschaft wieder aufgefrißt und neue Freundschaftsbände geknüpft werden konnten.

Den Abend verbrachten die Synodalen bei ungezwungenem Verkehr in der Familie ihres verehrten Oberhirten, der nicht müde wurde, den lebenswürdigen Gastgeber zu spielen.

Montag den 18. begann die erste Synodalsitzung, auf der 2 wissenschaftliche Arbeiten von Pastor Wegner aus Moskau zum Vortrag kamen, welche eine lebhafte Diskussion hervorriefen. Der erste Vortrag behandelte die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur, die man in drei Gruppen scheiden muß: a) die liberale, b) die modern-positive, und c) die orthodoxe.—Der 2. Vortrag suchte die Frage über die Trinität kritisch zu beleuchten. Die Synodalen sprachen dem Referenten für seine fleißige Arbeit ihren herzlichen Dank aus, erkannten auch das aufrichtige Suchen mancher liberalen Theologen an, nahmen aber in überwiegender Mehrheit Stellung gegen die Endresultate derselben—nämlich die Zeugnung der Gottheit Jesu Christi. Pastor Hobeisel aus Kasan brachte einen Vortrag über die Stadtgemeinden des Mosk. Konsistorialbezirkes, der einen Einblick in die Gemeindeverhältnisse besonders von Kasan selbst bot, und manch praktischen Wink für die Amtsführung und Seelsorge unter den Verkommenen lieferte. Referent teilte die Gemeindeglieder in den Städten in 3 Kategorien, die Baltten, die kirchlich gesinnt seien, die Ausländer, die wenig auf ihre Religion hielten, häufig sogar ihren Glauben wechselten, und die Kolonisten, die treu an der evangelischen Kirche hingen und auch für Schulung ihrer Kinder sorgten. Die Erfahrungen Pastor Hobeisels wurden von den meisten Amtsbrüdern bestätigt und stimmten sie auch namentlich darin mit ihm überein, daß es wünschenswert erscheine in den Stadtgemeinden Gouvernantenheime und Arbeitshäuser zu gründen.

Die Sitzungen dauerten von 9—12 und 2—4 Uhr nachmittags. Am 7 Uhr abends wurde in der alten Michaels-Kirche eine Bibelstunde von Pastor Althausen aus Orel gehalten, doch war leider die Kirche nur schwach besetzt, wie sich überhaupt eine gewisse Leere in den Kirchen unangenehm fühlbar machte, was von den Amtsbrüdern dadurch erklärt wurde, daß noch viele Moskauer in dieser Zeit auf dem Lande lebten. Nach dem Gottesdienst versammelten sich die Synodalen in der Wohnung des Herrn Pastor primarius Badmann, welcher an diesem Tage sein 40-jähriges Amtsjubiläum beging. Manch ernste und heitere Rede würzte das gefellige Zusammensein, und legte Zeugnis von der Liebe und Verehrung ab, welcher sich der Jubilar allgemein erfreut.

(Fortsetzung folgt) C. B.

Die deutschen Siedlungen an der Wolga.

(Schluß.)

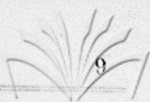
In den vorhergehenden Abschnitten ist die Entwicklungsgeschichte der Wolgakolonien von ihrem Anfang (1766) bis zur Auflösung des „Saratow'schen Kontors für die ausländischen Ansiedler“ (1876) in knappen Umrissen gezeichnet worden. Sie wäre aber unvollständig, wollte man eines Nebels nicht erwähnen, das den Kolonien außer den bereits dargelegten Mischständen verhängnisvoll werden sollte, nämlich der—milde gesagt—ungenügenden Fürsorge der ev.-luth. Pastoren für die geistigen Interessen ihrer Eingepfarrten.

Alexander Claus führt in seinem Buche „Unsere Kolonien“ eine Stelle aus dem Bericht der Revisionskommission, welche im Jahre 1860 die Verhältnisse in den Kolonien untersucht hat, an, die folgende schwere Anklage gegen die Pastoren enthält: „Der Verfall der Sittlichkeit bei den Kolonisten unterliegt keinem Zweifel. Derselbe ist namentlich während des letzten Jahrzehnts auffallend groß gewesen. Zu erklären ist dieses

Faktum hauptsächlich dadurch, daß die protestantische Geistlichkeit zur Förderung der Sittlichkeit unter den Kolonisten nicht mitgewirkt hat, da sie in ihrer Tätigkeit mehr einen Drang nach persönlichem Interesse, als zum Gemeinwohl der Bevölkerung an den Tag legte und nur bemüht war, ihren fast unbegrenzten Einfluß auf die Kolonien zu befestigen, welchen sie bisher so erfolgreich zur materiellen Sicherstellung für sich und ihre Nachkommen angewendet hat und nicht zum Nutzen der Kolonisten. Und man kann nicht sagen, daß die protestantischen Pastoren der Wolgakolonien endlich zur Erkenntnis der falschen und schädlichen Richtung, die sie angenommen haben, gekommen wären.“

Die Wichtigkeit dieser Feststellung wird am besten durch die Tatsache erhärtet, daß eine Bewegung gegen die Pastoren eingesetzt hatte, die Ende der sechziger Jahre ihren Höhepunkt erreichte, als es schon zur Gewißheit geworden war, daß das „Saratow'sche Kontor für die ausländischen Ansiedler“ seiner Auflösung entgegen ging und damit zugleich die Hochburg der Pastoren fallen mußte. An dieser Bewegung beteiligte sich, nach dem Zeugnis von Bauer, das ganze Volk, besonders die Einsichtsvolleren, und sie endete schließlich damit, daß die Pastoren das Feld räumen und, in passiver Stellung verharrend, vielfach zwar bittere, aber doch wohlverdiente Erfahrungen machen mußten. Das Buch „Unsere Kolonien“, welches damals gerade erschien, war nur der öffentliche Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Gebahren der protestantischen Geistlichkeit gewesen. Ein Sturm der Entrüstung seitens der Pastoren war die Antwort auf den Claus'schen Angriff, Claus selbst wurde auf Betreiben der Geistlichkeit aus seiner Stellung (er war Beamter des Ministeriums der Reichsdomänen) gewaltsam entfernt, aber, wie gesagt, die Pastoren mußten sich bald aus dem Kampf wider den gerechten Unwillen des Volks auf ihre äußersten Positionen zurückziehen und sich hernach mit dem geringen Einfluß begnügen, der ihnen noch in bezug auf die Gestaltung der Dinge in den Kolonien verblieb. Fremde Einflüsse haben sich seitdem geltend gemacht, deren Wirkungen bei weitem nicht so verheerend gewesen wären, wenn die protestantische Geistlichkeit es verstanden hätte, rechtzeitig die Zuneigung oder wenigstens doch die Hochachtung ihrer Eingepfarrten zu gewinnen bzw. sich zu erhalten. Dann wären sie zu richtigen Faktoren im Leben der Kolonien geworden, mit denen man höherenorts in entscheidender Stunde gerechnet hätte. Das Deutschtum der Wolgakolonisten wäre nicht den ernstesten Gefahren ausgesetzt worden, vor welche es sich seit den 70-er Jahren gestellt sieht. Leider haben die Pastoren an der Wolga auch heute noch nicht das Ansehen gewonnen, welches sie haben müßten, um mit den übrigen, für die Wahrung der deutschen Kulturgüter eintretenden Elementen in den Kolonien Hand in Hand arbeiten zu können. Wer daran zweifelt, der braucht bloß in eine beliebige Nummer der „Saratower Deutschen Volkszeitung“ hineinzublicken: jede Zeile in ihr wird es ihm beweisen. Leider!

Die ersten Pastoren wanderten gleichzeitig mit den Kolonisten ein. Später erhielten die Ansiedler ihre Pastoren teils aus dem Auslande, teils aus Sarepta, der bekannten Herrnhutergemeinde. Unter allen diesen Predigern befanden sich Personen, die von Hause aus nicht dem geistlichen Stande angehörten, sondern die als Handwerker, Fach- oder Geschäftsleute in die Fremde gegangen waren und denen es bei einiger Bildung



und Lebenserfahrung nicht schwer fiel, namentlich zur Zeit als der Schriftsteller Fessler dem lutherischen Konsistorium zu Saratow (1820—1833) in der Eigenschaft eines Generalsuperintendenten vorstand, eine Predigerstelle in den Kolonien zu erhalten, nachdem sie sich bei dem Konsistorium einem Colloquium unterworfen hatten. Fessler sah sich zu dieser Maßregel in Folge des Mangels an Geistlichen von Beruf veranlaßt.—Ferner lieferte die seit 1802 wieder neu errichtete Universität zu Dorpat den Kolonisten wohl die meisten Prediger, was namentlich auch für die Gegenwart gilt. Denselben ist in der Regel eine gründliche Bildung nicht abzuspochen.—Seit 1838 hatte sich jedoch auch, nachdem im vorhergehenden Jahre durch einen Allerhöchsten Ukas die Wirksamkeit der protestantischen Missionare unter den nichtchristlichen Völkern innerhalb der Grenzen des russischen Reiches untersagt worden war, eine bedeutende Anzahl von Zeltingen der Basler Missionsanstalt als Pastoren in den Wolgakolonien anzubringen gewünscht, deren Vorrat von Wissen aber kaum über die Kenntnis der Glaubens- und Heilslehre überhaupt hinausging. Die meisten derselben waren nicht mal imstande einen korrekten Brief zu schreiben, und ihre Kanzelreden waren meistens inhaltslos.—Ein Pastor kann aber, nachdem er einmal vom Kirchspiele gewählt worden ist, wider seinen eigenen Willen nicht anders, als durch ein formelles geistliches Urteil oder zufolge eines Allerhöchsten Befehles entfernt werden. Die Sicherheit und Machtstellung der Geistlichen ist, wie Bauer schreibt, für alle: die Obrigkeit, das Volk und die Pastoren selbst im höchsten Grade schädlich, indem dadurch sowohl die weltliche, als auch die geistliche Obrigkeit oft in die unangenehmsten Kalamitäten verwickelt, das Volk aber zu Ungeleglichkeiten und Robbeiten verleitet wird und die betreffenden Geistlichen schließlich dennoch größtenteils mit Schmach und Schande ihre Stellung aufgeben müssen. In dieser Beziehung beobachtet das Tiraspolische römisch-katholische Konsistorium zu Saratow einen viel feineren Takt, da ein Priester sofort gewechselt wird, sobald sich Mißbilligkeiten mit demselben in seiner Pfarrei zeigen.—So kam es denn auch nicht selten vor, daß die Pastoren in den Wolgakolonien ihr Amt so lange bekleideten, bis sie fast nicht mehr gehen, noch sehen, noch hören konnten, wie z. B. Pastor Jordan in Goloj Karamysch, welcher eine lange Reihe von Jahren sein Kirchspiel nur im höchsten Grade mangelhaft bedienen konnte, von seinem Amte aber trotzdem erst als 85-jähriger Greis im Tode schied.

Die protestantische Geistlichkeit war sehr dahinter, wenn es galt, das eigene, ohnehin nicht gering bemessene Einkommen auf alle mögliche Art und Weise zu vergrößern und die sich von Berufung zu Berufung steigenden Ansprüche gesetzlich festzulegen. Art. 352 des Gesetzes für die ev.-luth. Kirche in Rußland vom 28. Dez. 1832 setzte als Norm das Fiumm vom 28. Dez. 1832 fest, die Pastoren behaupteten aber und wußten ihrer Auslegung die erforderliche Rechtskraft zu verschaffen, daß eine einmal bewilligte Gehaltserhöhung unter keinen Umständen mehr herabgemindert werden dürfe, infolgedessen es zu vielen Mißbilligkeiten zwischen der Geistlichkeit und den Eingepfarrten kam. Für die Aufbesserung der Vermögenslage ihrer Gemeinden durch das bewährte Mittel einer Vermehrung bzw. Verbesserung der Bildungsmittel hatte die Geistlichkeit um so weniger Verständnis. Mehr als das! Die Pastoren haben viel dazu beigetragen, daß möglichst wenig Bildung in die Massen drang.

Wie die alten Kolonisten erzählten, so leiteten die ersten Aniedler ihre Schulangelegenheit selbst und saßen den Unterricht und die Erziehung der heranwachsenden Jugend als eine ihrer wichtigsten Lebensaufgaben an. Ihre Lehrer oder Schulmeister wählten sie aus ihrer Mitte und saßten geraume Zeit keinen Mangel an verhältnismäßig geeigneten Personen für diesen Beruf. Da die Bevölkerung in den Kolonien noch gering und die meisten dieser letzteren nur von wenigen Familien angelegt worden waren, so sah man sich genötigt, dem Lehrer oder Schulmeister auch die Obliegenheiten eines Küsters, größtenteils auch die eines Kolonieschreibers anzuvertrauen. Der Umstand, daß der Schulmeister in den Wolgakolonien zugleich auch Küster wurde, war von jeher der Stein des Anstoßes oder vielmehr ein wahres Unglück für die Entwicklung der Kolonisten. Bekanntlich verrichtet der Küster in den protestantischen Gemeinden in Abwesenheit des Pastors (die Verwaltung der Sacramente, Taufe und Abendmahl ausgenommen) alle kirchlichen Handlungen: Gottesdienst, Andachts- oder Betstunden, Beerdigungen, sonntägliche Katechisen—Kinderlehren genannt—mit der ledigen Jugend, im Notfalle sogar Taufen usw. Da nun die Kirchspiele aus mehreren Gemeinden—von 2 bis 7, die meisten aus 5—bestehen,*) so geschieht es oft,—erzählt Bauer—daß der Schulmeister wegen Abwesenheit oder Krankheit des Pastors die Stelle des Predigers versehen muß, weshalb sich die Gemeinde mehr an ihren Schulmeister, als an den Pastor gewöhnt. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß der Pastor vom Schulmeister bei Vollziehung kirchlicher Handlungen weit übertroffen wird, weil der Lehrer nach eigener Wahl die besten Erzeugnisse der Kanzelredelunft vortragen kann, während die Pastoren, wie einer derselben ganz treffend selbst mal bemerkte, „die Kanzel sehr oft betreten mit ebenso wenig Geisteskraft und Gedankenvorrat, als eine ausgepresste Zitrone Saft enthält.“ Ist nun der Schulmeister bei einem leutseligen Charakter, förderlichem Schulunterricht und humaner Behandlung der Kinder auch noch überhaupt ein gewandter Mann, so steht er bei der Gemeinde in ungleich höherem Ansehen und Werte als der Pastor, besonders wenn dieser keine Vorzüge als Kanzelredner besitzt. In der ersten Zeit waren die Pastoren in dieser Beziehung duldsamer, weil die allgemeine Not alle zu gegenseitiger Verträglichkeit und gemeinsamer Wirksamkeit anspornte, allein schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kamen, obgleich die Pastoren damals die eigentlichen Schulvoorgesetzten noch nicht waren, zwischen ihnen und den Eingepfarrten über Anstellung und Entlassung der Schulmeister Kämpfe vor, die an Erbitterung auf beiden Seiten alles überboten. Der 1816 in die Kolonien zwecks einer Revision des Schulwesens beordnete Professor der Kasan'schen Universität Erdmann fand die Kolonialschulen in einem unglanblich vernachlässigten Zustande. In der Voraussetzung nun, daß durch Übertragung der Aufsicht über die Schule und die Lehrer an die Geistlichen dem Ubel abzuhelfen sei, veranlaßte Prof. Erdmann den Allerhöchsten Ukas vom 25. Oktober 1819, dank welchem die Pastoren die Schule in ihre vollständige Abhängigkeit brachten, indem ihnen zugleich mit der Verantwortlichkeit für den guten Zustand der Schule auch die Anstellung „besserer“ Lehrer überlassen wurde. Nichts konnte den Geistlichen erwünschter sein als diese neue Schulverfassung, sagt Bauer. Nun suchten sie sich

*) Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts kamen auf 74 protestantische Kolonien 15 Pastoren.

zunächst der Küsterlehrer, ihrer häufig redegewandteren Rivalen, zu entledigen, indem sie von den Gemeinden die Anstellung besonderer Küster forderten, die naturgemäß weniger gebildet gewesen wären, als die Schulmeister. Die Regierung billigte aber den in Vorschlag gebrachten neuen Modus nicht und so blieb den Kolonien bei Anstellung der Lehrer doch noch ein Mitbestimmungsrecht, von welchem sie nach Möglichkeit Gebrauch zu machen versuchten, indem sie als Kandidaten für die freigewordenen Posten junge Leute in Vorschlag brachten, welche die 2-klassige Knabenschule in Sarepta oder — seit 1835 — die 1833 zu Lesnoi-Karamysch und Katharinenstadt gegründeten Kreissschulen, deren spezielle Aufgabe es war, Lehrer für die Kolonialschulen heranzubilden, absolviert hatten; wogegen die Pastoren, namentlich die Baseler Missionare — diese „in ihrer Heimat ausgemusterten Schuster, Tischler und dgl. m.“, wie Bauer sie charakterisiert, — meist energisch Front zu machen wußten, indem sie die beiden letztgenannten Anstalten z. B. als „des Teufels Grund und Boden“ zu bezeichnen pflegten und denn unfähigeren Kandidaten den Vorzug vor den fähigeren zu geben veranlaßten. Um dabei unauffälliger handeln zu können, verordnete die Seelsorge seit 1854, daß sich ein jeder Schulanwärter vor dem Plenum der jährlichen Kreissynode der Pastoren einem Examen zu unterwerfen habe. Dabei fiel natürlich jeder durch, der den Herren Examinatoren nicht passend erschien „Gott will es nicht haben, daß Du Schulmeister wirst“, das war die gewöhnliche Redensart gegenüber den unbedeutenen Kandidaten. Als aber 1855 gar das Moskauer ev. luth.-Konkistorium die Verordnung traf, daß „die Schulmeister in Zukunft wieder als Küster und nicht als Lehrer zu betrachten seien“, da war es mit dem Mitbestimmungsrecht der Gemeinden ein für allemal zu Ende. Denn wurden die Küster nach der allgemeinen Regel ausschließlich von den Pastoren angestellt, so hatten die Gemeinden natürlich nichts mehr mitzureden und die Schullehrer waren fortan nur noch Marionetten, mit denen die Pastoren umsprangen, wie sie wollten.

Wie häufig die Ergebnisse dieser „Schulaufsicht“ waren, erblickt am deutlichsten aus nachstehenden Worten des Dirigierenden Kreze, welche er im Jahre 1854 einem jungen Pastor gegenüber — wie Bauer angibt — gesagt hat und die neben dem Bericht der Revisions-Kommission von 1860, den wir eben schon einmal erwähnt haben, nur noch an Bedeutung gewinnen: „Ja, ja!“ Die kümmerliche Bildung der Kolonisten hat mir schon die größte Sorge gemacht. Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen in dieser Beziehung meine größte Unzufriedenheit mit den hiesigen Geistlichen nicht verhehle. Stehen Ihnen doch alle Mittel zu Gebote und alle Wege offen, eine gründliche Reform des Schulwesens zu unternehmen. Man sieht aber, es ist Ihnen mit der Volksbildung kein Ernst. Mir scheint es sogar, die Pastoren huldigen der Ansicht, das Volk sei auf dem Wege der Unwissenheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen als durch geistige Entwicklung. Allein die Herren werden sich in nächster Zukunft von dem Gegenteil überzeugen müssen; sie bedenken und glauben nicht, daß bald die Zeit kommen wird, wo auch hier alle Stände, umso mehr aber die deutschen Kolonisten ihre Vertreter in Handel und Wandel und überhaupt in allen Lebensbeziehungen haben müssen und daß die Kolonisten ohne Bildung genötigt sein werden, sehr bedenkliche Hilfe in Anspruch zu nehmen — mit anderen Worten: ihre Selbständigkeit einbüßen

werden. In die sogenannten Volks- oder Kirchenschulen mag ich gar nicht schauen, weil ich sie als Gefängnisse betrachte, in welchen das Volk geistig und leiblich verkrüppeln muß. Ich weiß sehr wohl, daß die Pastoren nie ernstlich die Behauptung gelten ließen, daß eine Schulreform das schreiendste Bedürfnis sei. Sie wenden immer ein: Woher sollen wir bessere Lehrer bekommen? Und doch ist jedermann bekannt, daß sie bei Besetzung der Schulstellen die unfähigsten Subjekte, welche sie nur verwenden können, bevorzugen und Kreisschüler oder andere mehr fähige Personen immer zurückweisen. Fortwährend ist aus den leidigen Schulmeisterprozessen — mit welchen sich die Pastoren nur zum Zeitvertreib beschäftigen — zu ersehen, daß sie oft ganz untaugliche, die Gemeinden dagegen brauchbare und tüchtige Schulmeister verteidigen. So oft mir die Frage wegen Gründung eines Lehrerseminars erhoben wurde, gaben alle Pastoren die Notwendigkeit eines solchen zu und zeigten sich von vornherein bereit, diese Sache zu unterstützen, während sie zu gleicher Zeit direkt und indirekt alle möglichen Hebel in Bewegung setzten, das Zustandekommen einer solchen Anstalt zu vereiteln, was ihnen leider immer gelang.

Kein Wunder, wenn die Unzufriedenheit der Kolonisten mit ihren geistlichen Fürsorgern allmählich wuchs und schließlich gleichsam wie mit elementarer Gewalt den ganzen Einfluß der Pastoren auf die Geschicke der Kolonien hinwegsetzte, als hätte er hier nie bestanden, wie oben bereits dargetan worden.

1857 wurde die Lesnoi-Karamyschische Kreissschule mit der Katharinenfelder Kreissschule unter dem Namen „Katharinenstädtische Russische Zentralschule“ vereinigt. — 1866 wurde eine 2. Zentralschule (abermals in Lesnoi-Karamysch) unter dem Namen „Lesnoi-Karamyschische Russische Zentralschule“ gegründet. — Die spätere Zeit brachte dann noch russische Landschaftsschulen. Damit zugleich traten die Kirchenschulen in den Hintergrund und die Russifikation der Kolonisten an der Wolga kannte weiter keinen Aufenthalt, es sei denn in den letzten stürmischen Jahren, wo sich die Tendenz nach Wiederherstellung des deutschen Charakters der Volksschule in den Kolonien immer mehr und mehr bemerkbar machte, bis in allerletzter Zeit in dieser Bewegung wieder ein nicht fortzulenkender Stillstand eingetreten ist.

Wir schließen hiermit die Besprechung der Bauer'schen: „Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga“, deren Lektüre wir unseren Lesern, namentlich des nördlichen Kaukasus, wo so viele Ausiedler von der Wolga leben, nochmals auf das dringlichste anempfehlen.

A. J.

Literatur und Kunst.

Johannes Krimmer.

Erzählung aus dem Leben der Deutschen im Kaukasus von Arthur Lein.

I.

„Ja, es steht schlimm“, seufzte Johannes Krimmer. „Wir werden es in diesem Winter schwer haben, denn mit dem Gelde, das wir für unsern Wein lösen, können wir nicht auskommen. Es ist kein leichtes bei einer so kleinen Wirtschaft vier Kinder zu ernähren. Die Armut drückt uns immer mehr und wenn wir nicht Rat schaffen, werden wir ganz zu Bettlern.“

„Aber lieber Johann, wie sollen wir uns denn aus dieser Not heraus helfen?“ fragte Frau Krimmer, ihren Mann nachdenklich anschauend.

„Das weiß ich selbst nicht,“ entgegnete dieser traurig vor



sich hin stierend. „Es giebt wohl einen Ausweg, aber ich mag gar nicht daran denken.“

„Welchen denn?“

„Welchen? fragst Du! Nun, wir müssen es machen wie die andern. Den August schicken wir nach Tiflis in die Lehre und die Anna bringen wir dort bei guten Leuten als Dienstmädchen unter.“

„Um Gottes Willen!“ rief Frau Krimmer verzweifelt. „Das wäre ja der Untergang für das arme Mädel! Du weißt doch, wie gefährlich das Stadtleben ist. Wie viele unserer Mädchen sind dort schon dem Laster verfallen und sind in Schimpf und Schande zu Grunde gegangen oder haben sich einem Hochfremden Menschen, der nicht einmal unsere Sprache spricht, an den Hals gehängt und sind auch verloren gegangen. Nein, Johann, unsere Anna darf nicht in die Stadt. Sie ist mein Liebling und ich würde mich zu Tode grämen, wenn etwas mit ihr geschähe.“

„Vielleicht finden wir eine gute deutsche Frau, die sie hütet und bewacht,“ bemerkte Krimmer kleinlaut.

„Ach, fremde Augen sind keine Mutteraugen,“ seufzte seine Frau, aber sie sah doch ein, daß es geschehen müsse und ging am nächsten Tage zu ihrer Mutter, um ihre Meinung zu hören.

Zur Mutter wurden noch andere Verwandte gerufen und nach langer Beratung gelangten alle zur Ansicht, daß kein anderer Ausweg übrig sei, als Anna in die Stadt zu schicken. Als das Mädchen diesen Beschluß erfuhr, brach sie in Tränen aus, aber nach einigen Tagen beruhigte sie sich, denn sie sah ein, daß sie ihren Eltern helfen müsse.

Es war ein schöner, milder Septembermorgen, als der alte Krimmer seinen Deckelwagen zurecht machte, um Anna nach Tiflis zu bringen. In den Gärten hingen schwere, reife Trauben an den Reben, die Zwetschken schimmerten im halb vergilbten Laube und daneben Apfel und Birnen, von deren Last sich die Zweige niederbeugten. Wie schön war es jetzt hier im lieben Dorfe, bald sollte der Herbst beginnen und gerade in dieser schönen Zeit mußte Anna in die Stadt ziehen unter fremde Leute und in einer Gasse wohnen, wo man weder Felder noch Gärten sieht. Als der Wagen angespannt wurde, kam die Großmutter, das Bäsle Marie und noch mehrere Mädchen ihrer Verwandtschaft, um von Anna Abschied zu nehmen. Sie brachten ihr viele gute Wünsche, sprachen ihr Trost zu und die alte Großmutter erteilte ihr ihren Segen.

„Sei gut und redlich mein Kind!“ begann die Ahne mit Tränen. „Denke daran, daß Du rechtschaffener Leute Tochter bist, daß unserer Familie niemand etwas schlechtes nachsagen kann und wir nie von Gottes Wegen abgewichen sind! Laß Dir in der Stadt nicht bange sein und wenn Du Zeit hast, schreibe uns, wie es Dir geht! Gott segne und behüte Dich!“

Dann bestiegen Krimmer, seine Frau, Anna und der fünfzehnjährige August den Wagen, der langsam zum Hofstor hinaus auf die Dorfstraße fuhr.

Die Ahne und die Frauen und Mädchen begleiteten sie bis ans Thor und nahmen dort noch einmal Abschied von ihnen.

Die andern zwei Kinder blieben zu Hause unter der Obhut des Bäsle Marie, die auch sonst oft in der Wirtschaft half und die Kinder pflegte, während ihre erwachsene Tochter ihre eigene Wirtschaft versah.

In Tiflis angekommen fuhr Krimmer auf den Sand, wo

er in einem Gasthof Wagen und Pferde einstellte. Anna und August er mit Frau und Kindern zu seinem Freund Friedrich Schmidt, um bei ihm zu übernachten. Friedrich Schmidt wohnte schon lange in Tiflis, wo er sich als Tischlermeister schwer und ehrlich durchschlug. Er war ein tüchtiger, fleißiger Handwerker, aber auch ein guter Mensch, so daß er das Reichwerden nicht fertig bringen konnte und ein kleines, aus vier Stuben bestehendes Haus, die kleine Werkstatt und der wenig geräumige Hof waren sein ganzes Besitztum.

Da Schmidt in Tiflis, besonders unter den Deutschen, viele Bekannte hatte, wandte sich Krimmer an ihn mit der Bitte ihm beim Suchen eines Dienstes für Anna und einer Lehrlingsstelle für August behilflich zu sein.

„Um, das wird sich machen lassen,“ bemerkte Schmidt. „Stellen kann man für beide finden, aber für das Mädel leichter als für den Jungen, denn Anna braucht dort nicht viel zu lernen, während August ein Handwerk erlernen soll, das sein Broterwerb für das ganze Leben sein wird. Da muß ich mich vorsichtig nach einem tüchtigen deutschen Lehrmeister umsehen.“

Nach diesen Worten stopfte er seine Pfeife und schien über etwas nachzudenken.

„Halt“ begann er nach einer Weile. „Möchte der Junge nicht Wagenbauer werden? Mein Bekannter, der Gottlieb Klose, braucht gerade einen Lehrling. Höre August, willst Du Wagenbauer werden?“

„Mir ist's recht!“ stotterte August langsam heraus.

„Dem ist alles recht,“ bemerkte der alte Krimmer. „Wenn er nur irgendwo unterkommt.“

„Na, das sollte aber nicht sein. Wenn man sich einen Lebensberuf wählt, muß man Neigung dazu haben, sonst kommt man darin nicht vorwärts.“

„Ja, gewiß, Du hast recht,“ versetzte Krimmer. „Ich glaube, es ist besser, wenn er Kaufmann wird.“

„Das wäre nicht schlecht, aber auch zum Handel muß man Neigung haben,“ bemerkte Schmidt. „Höre, Junge, willst Du Kaufmann werden?“

„Warum denn nicht?“ stotterte August wieder.

„Na, aus Dir wird kein Teufel Aug“, brummte Schmidt ärgerlich. „Der Mensch muß doch zu etwas Lust haben, aber wozu Du Lust hast, weiß ich nicht.“

„Ja, siehst Du, der Junge ist halt ein Dorfjunge“, entgegnete Krimmer etwas verlegen. „Er kennt nur unsere Wirtschaft und weiß ebenso wenig von einem Handwerk wie vom Handel. Deswegen kann er sich auch zu nichts entschließen, aber ich glaube, die Lust wird mit der Zeit schon kommen.“

„Manchmal ist es so, aber nicht immer“, versetzte der ergriseite Schmidt sehr bedächtig, indem er seine Pfeife ausklopfte. „Wenn Du willst, gehen wir morgen zu Kellen. Der hat ein großes Geschäft und braucht oft Lehrlinge. Ich habe schon manchmal für ihn gearbeitet und bin mit ihm bekannt. Er ist nur ein sehr anspruchsvoller und strenger Mann, aber sein Geschäft versteht er ausgezeichnet.“

„Ist er ein hiesiger?“ fragte Krimmer.

„Ach, wo!“ rief Schmidt. „Kellen ist ein Leipziger, ein forscher, schneidiger Kerl. Ehe wir uns etwas überlegen, hat der es schon dreimal gemacht. Bei dem könnte Dein August etwas lernen. Wenn Du willst, gehen wir morgen in der Frühe zu ihm.“

„Gut, ich werde Dir sehr dankbar dafür sein,“ sagte Krimmer erfreut.

Am nächsten Morgen gingen alle drei zu dem Großkaufmann Keltten. Der alte Krimmer trug seine Sonntagskleidung und hohe Stiefel und ebenso gekleidet war sein Sohn, der schwerfällig und umbeholfen hinter den beiden einherschritt. August war ein hübscher Knabe mit treuherzigen Augen und einem sehr freundlichen Gesicht, aber er war plump und schwerfällig wie ein Klotz und sehr maulfaul.

Als sie zu Keltten in das Kontor kamen, sah dieser gerade über seinen Rechnungsbüchern und schien sich über den Besuch ein wenig zu ärgern.

„Was wünschen Sie, Herr Schmidt? Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er trotzdem sehr freundlich.

Schmidt trug in Kürze sein Anliegen vor.

„Sabaha, diesen klotzigen Jungen, diesen schwerfälligen Michel soll ich als Lehrling aufnehmen?“ rief er laut lachend. „Ne, ich brauche andere, viel sigrere Kerle. Ich brauche solche, die leicht wie Kagen springen, denen der Verstand aus den Augen herausprüft, die sich biegen und wenden als wenn sie von Gummi wären. Solche Kerle brauche ich. Ja und kan: denn der Junge sprechen? Er sieht ja aus, als könnte er den Mund nicht aufmachen. Kannst Du lesen, schreiben und rechnen?“

„Naaaa,“ stotterte August furchtsam.

„Naaaa“ lachte Keltten laut auf. „Das ist aber ein schneller Sprecher! Junge, Du könntest Marktschreier werden. Und kannst Du rechnen? Wieviel macht sieben mal fünf und vierzig?“

August schaute verlegen auf den Fußboden und fing an nachzudenken.

„315“ rief Keltten. „Bei uns muß das Rechnen wie am Schnitraden gehen. Nein, Du bist kein Lehrling für mich. Bis Du dich einmal umdrehst, sind meine Lehrlinge schon oben auf der Leiter und holen die Ware herunter, die gerade verlangt wird.“ Nach diesen schnell hingeprochenen Worten wurde Keltten etwas ruhiger, er trat näher zu Krimmer, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Es tut mir leid, daß ich Ihren Jungen nicht aufnehmen kann, aber Sie werden selbst einsehen, daß er für mein Geschäft nicht taugt. Er ist ja gar nicht gelenkig und viel zu schwerfällig. Und das biß! Schreiben und Lesen, was eure Dorfjungen in die Stadt bringen, reicht selbst für einen Lehrling noch lange nicht aus. Lassen Sie ihn lieber Handwerker werden. Das ist mein guter Rat.“

Damit verabschiedete er sich und lief in seinen Verkaufsladen.

Als Krimmer mit Schmidt und August auf die Straße kam, wurde ihm so schwer ums Herz, daß er hätte weinen mögen. Warum hatte ihm Keltten so weh getan? Warum hatte er seinen August, der doch ein guter, ehrlicher und fleißiger Knabe war, so schwer beleidigt und sich über seine Schüchternheit und Umbeholfenheit lustig gemacht?

„Das ist ein grober, unwircher Mensch, dieser Keltten,“ sagte er ägerlich zu Schmidt. „Es tut mir leid, daß ich zu ihm gegangen bin.“

„Ja, er ist etwas unwirsch und barsch,“ bemerkte Schmidt kleinlaut. „Du mußt aber auch zugeben, daß Dein August wirklich etwas ungeschickt ist und einem so gewandten und rührigen Manne wie Keltten nicht gefallen kann. Deswegen brauchst Du dich jedoch nicht zu grämen, denn in der Lehre wird der Junge

vielleicht anders werden. Wenn es Dir recht ist, gehen wir jetzt zum Wagenbauer Gottlieb Klose. Der ist kein Ausländer, sondern ein hiesiger, ein gewesener Kolonist und versteht besser mit unseren Leuten umzugehen als so ein Reichsdeutscher, der nicht verstehen will, daß wir hinter unsern Landsleute in Deutschland zurückgeblieben sind. Also, wie glaubst Du? Soll ich dich zu Klose führen?“

„Gut, versuchen wir es!“ versetzte Krimmer unschlüssig. „Etwas muß der Junge halt werden und die Wagenbauerei scheint kein schlechtes Handwerk zu sein.“ Klose empfing sie sehr trocken, aber allmählig wurden seine Worte freundlicher und wenn er vor den beiden Männern auch etwas dick tat, behandelte er sie doch nicht ablosend und erklärte sich bald bereit, August in die Lehre zu nehmen.

„Willst Du Wagenbauer werden?“ fragte er den Jungen, indem er ihn scharf anblickte.

„Ja, gern“, erwiderte August schnell, dem Keltens höhnische Worte noch im Ohre klangen und der jetzt zeigen wollte, daß er schnell zu antworten verstand.

Es war also abgemacht und am nächsten Tage sollte August seine Lehre antreten.

Dem alten Krimmer fiel nun ein Stein vom Herzen, denn er war froh, den Jungen untergebracht zu haben. Jetzt blieb ihm nur noch die Sorge um Anna, aber auch für diese versprach Schmidt eine Stelle zu finden und so gingen sie frohen Mutes nach Hause zurück, wo Berta, Krimmers Frau, sehnsüchtig auf sie wartete. Als sie ihr mitteilten, daß August schon angenommen sei, freute sie sich, aber bald traten ihr die Tränen in die Augen, denn es fiel ihr doch schwer, sich von ihrem treuherzigen August zu trennen.

„Nun, liebe Gevatterin, laßt das Weinen!“ sagte Schmidt seine Pfeife stopfend. „Der Junge kann nicht bei euch zu Hause hinter dem Ofen sitzen. Er muß in die Welt und etwas werden. Und jetzt wollen wir zu Mittag essen!“ Während seine Frau die Suppe in die Teller goß, ging er in den Keller und lehrte bald darauf mit drei Flaschen Wein zurück.

„Das ist guter Katharinenfelder“, sagte er die Flaschen auf den Tisch stellend. „Aufs Wohl eures August und eurer Anna müssen wir heute einen guten Schluck machen.“

„Ach, Du findest leicht einen Grund zum Trinken“, bemerkte Frau Schmidt lächelnd.

„Das mag sein, aber ich arbeite auch viel“, sagte Schmidt ruhig. „Ich treibe es doch nicht wie manche andere Deutsche, die sich in den Wirtschaftshäusern herum treiben und ihre Geschäfte vernachlässigen.“

„Das allerdings nicht“, warf sie beruhigt hin.

Von den drei Flaschen wurden nur zwei geleert, denn Krimmer trank wenig und seine Sorgen ließen ihn auch nicht recht froh werden. (Fortsetzung folgt.)

Reisebericht.

(4. Fortsetzung.)

In Konstantinowka wohnen in jedem Hause außer dem Besitzer noch 3—4 Familien. Jetzt ist nahe bei K., oben auf dem Berge, ein zweites Dorf entstanden. Es trägt den historischen Namen Port-Arthur, weil es sich wie eine Festung ausnimmt, indem nämlich der ganze Berg mit Erdbütten bedeckt ist. Obgleich die Vegetation im Dörfchen dank der künstlichen Bewässe-

zung eine üppige ist, ist andererseits doch der Aufenthalt hier geradezu unerträglich, da infolge des vielenfahrens und der vielen das Dorf umgebenden Dreschtonnen, die Luft sehr verunreinigt wird. Es sucht eben ein jeder die günstige Gelegenheit auszunutzen und dem Boden abzugewinnen, so viel dieser zu geben vermag. Den ersten Ansiedlern, d. h. den Bewohnern von K., sind die Ankömmlinge sehr willkommen, können sie doch von ihnen ihre Felder bearbeiten lassen. Viele Wirte in K. werden heuer eine große Ernte haben, etwa 8—10 000 Rub Weizen. Die Ankömmlinge trachten aber danach, selbst auch Land zu pachten und „Ausfaat“ zu machen, was ihnen meist gelingt, da die in der Umgegend wohnenden Kirgisen ihr Land noch immer für einen Spottpreis, zu 1 Nbl. die Dessjatine, abgeben. Sollte aber der Judrang der Ansiedler in dieser Gegend fortbauern, dann könnte die Sachlage mit der Zeit freilich schwierig werden. Die Bewässerungsanlagen schreiten nur langsam vor. Infolge des Regenmangels im Sommer aber verdorrt alles, denn Brunnen können nicht überall gegraben werden und so dürfte gar bald mit dem Anwachsen der Bevölkerung großer Wassermangel eintreten. Die Regierung sieht diesem Ausgang schon lange mit Besorgnis entgegen und macht die Bevölkerung darauf aufmerksam. Auch hat sie längst bekannt machen lassen, daß die Gegend für neue Ansiedler nunmehr geschlossen ist. Trotzdem ziehen jährlich viele wanderlustige Russen und Deutsche aus den Wolgakolonien, in letzter Zeit auch aus Bessarabien, hierher, um ihr Glück zu versuchen. Den Bessarabiern muß zugestanden werden, daß sie den hiesigen Wolgakolonisten in der Landwirtschaft mit gutem Beispiel vorangehen. Man gibt das auch offen zu. Auf die Frage, wer ihnen dies oder jenes angezeigt habe, antworten die früheren Ansiedler vielfach: „Das haben die Bessarabier mitgebracht.“ Man sieht hier wieder, was ein gutes Beispiel nützen kann. Sind doch diese Leute sonst zu nichts zu bewegen und halten mit eiserner Zähigkeit an den altväterlichen Gebräuchen fest. Nur schade, daß in diesen, in Mittelasien gelegenen Dörfern, in religiöser Hinsicht bis jetzt so wenig erreicht worden ist. Hier will ein jeder herrschen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn die aus 22 Dörfern der Gouvernements Sjamara und Sjaratow ausgesiedelten Kolonisten, auch 22 Dörfern gegründet hätten, dann hätte doch ein jedes seine mitgebrachten Sitten beibehalten können, jetzt aber soll alles mit einander zu einem Ganzen verschmelzen! Ein schweres Leben hat hier der Lehrer, der, wie auch in vielen andern Gemeinden Rußlands, aber hier ganz besonders, verschiedenen Anfeindungen ausgesetzt ist. Gottes Wort sagt nur, daß niemand zweien Herren dienen kann. Der Küsterlehrer in Konstantinowka aber soll es können. Und wer es nicht kann, wird ohne weiteres boykottiert. Da die hiesige Schule aber eine Kronsschule ist und infolgedessen die Schulobrigkeit hier mehr Ansprüche erhebt, als an eine Gemeindegemeinde, und ihren Vertreter, den Lehrer, bis aufs äußerste verteidigt, so enden diese Kämpfe gewöhnlich mit einer Niederlage für die Gemeinde. Das Ende davon ist, daß der Küsterlehrer sein Küsteramt niederlegt, sich zurückzieht und nur als russischer Lehrer fungiert, da er als solcher mit der Gemeinde nichts zu tun hat und die Obrigkeit ihn vor den Verfolgungen dieser schützt. Ich will nicht gerade sagen, daß die Schuld hier allein die Gemeinde trifft, denn oft trifft sie auch den Lehrer.

Heute, am 9. August, waren wir ins Gebirge gefahren,

das sich nahe am Tian-Schan erhebt. Erst geht es ungefähr 20 Werst im Wagen, dann auf Kamelen und endlich auf Eseln hinauf, die ganz geschickt durch die schmalen Rinnen das Gebirge erklettern, aus welchen das Wasser zum Bewässern herunterfließt. Allmählig werden diese Rinnen so schmal, daß man meint, die Felsen von beiden Seiten müßten einen erdrücken. Auf einmal sieht man wieder eine große Ebene mit schönen Kleefeldern, Gärten und Waldungen, dazwischen Kirgisenjurten und Wassermühlen vor sich. Dann verengt sich die Ebene von neuem zu einem schmalen Pfade, um sich bald darauf wieder zur schönen, fruchtbaren Ebene zu erweitern. Die schöne Bergluft und die üppige Vegetation erwecken schließlich in dem müden Wanderer die Empfindung, der Petrus durch die Worte: „Hier ist gut sein, lasse uns drei Hütten bauen“ Ausdruck verlieh. Meine beiden Reisegefährten hatten hier einen Bekannten, einen Kirgisen, der uns aufs beste bewirtete. Das Essen bestand auch hier aus dem so beliebten Nationalgericht: Reis mit Schaffelfleisch, aber es wurde uns nach europäischem Brauch vorgesetzt. Selbst der Hauswirt, der seine Speisen sonst doch gewiß mit den Fingern zum Munde führt, unterwarf sich in unserer Gesellschaft den Regeln der Zivilisation, indem er Messer, Gabel und Löffel benutzte, obgleich er sich dabei etwas ungeschickt benahm. In der Zwischenzeit gabs Tee, Melonen, Trauben, Äpfel und Birnen. Auch wurde uns ein Platz zum Schlafen angewiesen und bekam jeder von uns eine Filz- und eine wattierte Decke nebst Kopfkissen. Mit Zufriedenheit schieden wir von diesen gastfreundlichen Bergbewohnern und traten wieder den Rückweg an. Unten am Fuße des Berges, wo ein großes Dorf liegt, hatten wir Gelegenheit, das Leben der Moslim näher zu beobachten und auch die am Ort befindliche Moschee zu besichtigen. J. Schm.

(Schluß folgt.)

Aus aller Welt.

Der Aeroplan Orville Wrights vernichtet! O. W. schwer verletzt, sein Begleiter, Oberleutnant Selfridge tot! Wir brachten in der vorigen Nummer, in der Abteilung: „Techn. Rundschau“, eine Beschreibung der Flugmaschine (des Aeroplan's) und erwähnten dabei namentlich der Aufsehen erregenden Flugfolge Orville Wrights mit dem von ihm selbst konstruierten, der dynamischen *) Fortbewegung der Vogel im Luftraum entsprechend dahingleitenden und weil ohne Gas betrieben, anscheinend ungefährlichsten Apparat. Den von uns vermerkten Dauerflug von 70%, Minuten hat Orville Wright am 30. Aug. (12. Sept.) durch einen noch längeren Flug, welcher 74 Min. 24 Sek. währte und wobei er eine Höhe von 250 Fuß erreichte, sogar überboten gehabt. Auch hatte Orville Wright am Abend desselben Tages noch einen Aufstieg zu zweien, mit Mr. George Squires, unternommen, wobei die Fahrt 9 Min. 6 Sek. gedauert hat, d. h. um 2 Min. länger als das vorige Mal. Am 4. (17.) d. Mts. nun unternahm Orville Wright mit Oberleutnant Selfridge wieder einen Aufstieg in seiner Flugmaschine, erlitt dabei aber einen Unfall. Wright hatte neue, längere Schrauben an der Maschine angebracht, in der Hoffnung, die Geschwindigkeit dadurch zu vergrößern. Ein Flügel einer Schraube brach in einer Höhe von 75 Fuß ab und die Flugmaschine

*) In der vorigen Nummer ist an einer Stelle unterm Betrachter über die Flugmaschine der Ausdruck „Dynamisch“ statt „dynamisch“ gebraucht worden. Das beruht natürlich auf einem Versehen der Setzer, nicht der Luelle, aus der jene Angaben geschöpft sind. Die Redaktion.

stürzte auf die Erde. Wright erlitt mehrere schwere Verletzungen, Leutnant Selfridge so schwere, daß er denselben bald darauf erlag. Der Aufstieg war um 5 Uhr 40 Min. nachmittags in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge erfolgt, welche atemlos dem Fluge folgte. Plötzlich erfüllte die Luft in der Höhe ein Krachen und Schreien und man sah, wie ein Teil der rechten Schraube in die Tiefe stürzte, gleichzeitig neigte sich der Apparat auf die rechte Seite und machte um sich selbst mehrere rasche spiralförmige Umdrehungen, dann stürzte er in die Tiefe und begrub beide Insassen unter sich. Der Aeroplan wurde vollständig zerstört. Die Verwundeten wurden sofort ins Hospital des—Forts Myer (bei Washington) gebracht. Drville Wright wird von den Folgen seines Unfalls wahrscheinlich erst in 6 Wochen wiederhergestellt sein. Nach Angaben von Augenzeugen zertrümmerte der abgebrochene Teil der Schraube die Stützen des Steuer, der Aeroplan überschlug sich nicht, sondern neigte sich auf die linke Seite. Wright versuchte das Gleichgewicht wiederherzustellen, aber im nächsten Momente sank der Apparat nieder und schlug mit sehr großer Gewalt auf die Erde auf. Wright glaubt, daß er sicher gelandet wäre, falls er sich fünfzig Fuß höher befunden hätte. Das Gewicht des verunglückten Oberleutnants Thomas Selfridge betrug 175 Pfund, gleich 84 Kilogramm, ebensoviel jenes von Drville Wright, zusammengenommen eine zu große Belastung für den Aeroplan. Der Wiederaufbau der Flugmaschine dürfte längere Zeit in Anspruch nehmen.

Die „N. Fr. Pr.“ bemerkt anlässlich des Unfalls: „Nach der „Patrie“, Zeppelin und Parseval (s. weiter unten) nun auch Drville Wright! Auch der führe amerikanische Flieger ist daran gescheitert, daß er, durch seine Erfolge berauscht, das Tempo in der Steigerung seiner Leistungen zu sehr forciert und sich schließlich an augenblicklich Unmögliches herangewagt hat. Demselben verhängnisvollen Irrtum war die Vernichtung des Zeppelin-Ballons zuzuschreiben, und das Parseval-Luftschiff ist nach den eigenen Angaben seines Konstrukteurs havariert, weil es für die ihm zugemuteten Leistungen zu schwach war. Nicht mit Siebenmeilensstiefeln kann vorwärts gejagt werden, langsam, bedächtigen Schrittes müssen auch die Luftschiffer, wohlgerüstete Erfahrungen berücksichtigend ihre Fortschritte erzielen.“

Wilbur Wright, der Bruder des verunglückten Drville Wright, welcher auf dem Schießplatz von Reuours (bei Le Mans) in Frankreich Flugversuche mit einem ebenso konstruierten Apparat unternimmt, hat inzwischen am 3. (16.) Sept. eine Dauerfahrt von 39 Min. 18%, Sel. ausgeführt und dabei eine Luftwegstrecke von 45 Kilometern zurückgelegt. Die Luft war kaum bewegt. Wright mußte den Flug nur wegen Benzinmangels unterbrechen, da der Benzinbehälter bloß für 40 Minuten Betriebsstoff faßt. Er landete einen Kilometer vom Startkatapulten. Der Aeroplan wurde mittels Automobils nach dem Schuppen gebracht.—Am Abend desselben Tages unternahm Wilbur Wright noch einen kurzen Flug von ungefähr drei Minuten Dauer, bei welchem er zum erstenmal einen Passagier, Herrn Paul Zens, Mitglied des Aeroclubs, mitnahm und eine vollständige Achterschleife in zehn Meter Höhe beschrieb.—Am 5. (18.) Sept. sollte Wilbur Wright wieder aufsteigen. Der Zulauf der Menge war ungeheuer. Die Enttäuschung aber war groß, als bekannt wurde, daß W. infolge der erschütternden Nachricht vom Sturze seines Bru-

ders und vom Tode des Oberleutnants Selfridge keinen Flug unternehmen werde. Wilbur W. war wie übergeschmeißelt und begann heftig zu weinen, er wünschte hierauf allein gelassen zu werden und schloß sich in seinen Schuppen ein. Dort verweilte er lange, vor seinem Tische sitzend, das Haupt auf die Hände gestützt. Wenige Stunden später erhielt Wilbur ein direktes Telegramm mit den besten Nachrichten über den Zustand seines Bruders. Derselbe ist sehr befriedigend und jede Gefahr beseitigt. Die Schwester der Wrights, Miß Catherine Wright, ist von Dayton nach Washington gereist und trifft heute in Fort Myers ein.

Den Luftballon des Majors v. Parseval hat gleichfalls ein Unfall betroffen. Wir entnehmen der „N. Fr. Presse“ folgende Einzelheiten desselben: Um 8 Uhr morgens verließ zunächst das Militär-Luftschiff mit General Lynder an Bord die Ballonhalle. Man schüttelte den Kopf, als das Kommando zur Abfahrt gegeben wurde, und man erzählte sich, daß die Sachverständigen dringend davon abgeraten hätten, die Fahrt zu unternehmen, daß aber Herr von Lynder auf der Fahrt bestanden habe. Bald schwebte das Luftschiff in einer Höhe von zirka 100 Metern über dem Lande, machte einige Wendungen und verschwand in der Richtung nach Spandau in dem Nebel, der über dem Horizont lagerte. Die Witterung war die denkbar ungünstigste, da ein Südwestwind von zwölf Metern Stärke in der Höhe von 400 Metern herrschte, der zu heftigen Böen führte. Eine Stunde später fuhr der Parseval-Ballon ab, nachdem zunächst Major Parseval ebenfalls gezögert hatte aufzusteigen. Der Ballon schlug die Richtung nach Spandau ein und fuhr in der Höhe von 200 bis 300 Metern dahin. Schon während der Ballon über dem Grimwald schwebte, scheinen, nach den Berichten verschiedener Augenzeugen, Unregelmäßigkeiten im Fluge des Luftschiffes aufgefallen zu sein. Plötzlich klappte der Ballon in horizontaler Lage ungefähr in einem Winkel von 150 Grad zusammen und schon nach einer Minute neigten sich beide Spitzen nach oben. Der Ballon fiel mit einer Geschwindigkeit von sechs bis 10 Metern per Sekunde ungeheuer rasch herunter. Er fiel auf ein Privathaus. Dabei riß die Gondel und kam auf einen verandaartigen Vorsprung zu hängen, so daß die Spitzen zwischen den Räumen herausragten. Zweifellos hat der Fall auf das Dach des Hauses die Folgen des Sturzes wesentlich gemildert. Die Insassen des Ballons haben infolgedessen keine Verletzungen erlitten, nur Major Parseval trug eine unerhebliche Mißquetschwunde am linken Ohr davon. Das gesamte Gestell der Gondel bildete einen Trümmerhaufen. Sofort nach der Landung wurden von einer Abteilung des Luftschifferbataillons in Gemeinschaft mit der Feuerwehr die Räumungsarbeiten vorsichtig durchgeführt. Es kann als sicher angenommen werden, daß die vorhandenen Stücke des Ballons nach einer eingehenden Reparatur wieder aneinandergefügt werden können, so daß in absehbarer Zeit die Wiederherstellung desselben möglich sein wird. Wie lange diese Arbeiten dauern werden, läßt sich bis jetzt noch nicht sagen. Die Ballonhülle hat auf der linken Seite ein ungefähr dreieckiges Loch von einem halben Meter Durchmesser. Das Steuer des Ballons ist gebrochen. Major Parseval meint, daß der Schaden bald wieder repariert sein dürfte. Der Unfall habe ihn um einige Erfahrungen bereichert, die er bald werde verwenden können. Jedenfalls gibt der ganze Vorfall keinerlei Grund, von unseren Prinzipien abzugehen. Der Ballon hat trotz hefti-



gen Gegenwindes eine Geschwindigkeit von 15 Metern erreicht. — Major v. Parjeval hat sich zu einem Mitarbeiter der „W. Z. a. M.“ über den Unfall seines Ballons folgendermaßen geäußert: „Wir mußten einmal ausprobieren, ob unser Ballon die größte Geschwindigkeit aushalten würde. Da er zu schwach gebaut ist, so mußte er den Schaden erleiden. Es ist besser, daß wir die Erfahrung gemacht haben, als daß sie die Militärbehörde nach der Abnahme gemacht hätte. Wir wissen nun, daß wir für die hohe Geschwindigkeit stärkeres Material verwenden müssen. Der Ballon hat den Weg vom Tegeler Schießplatz bis zum Bahnhof Grunewald in einer Höhe von 300 Metern in 23 Minuten zurückgelegt, und zwar gegen eine Windstärke von 11 Metern in der Sekunde. Der Ballon wird nun wieder repariert werden, und ich bin der festen Überzeugung, daß die Abnahme des Ballons von seiten der Militärbehörde glatt erfolgen wird.“

—Die Abmachungen wegen Ankaufes des Luftschiffes erfahren, wie das „Vrl. Tzbl.“ mitteilt, durch die bekannten Unfälle keine Änderung, da diese weder auf einen Konstruktionsfehler noch auf ein Verschulden der Führer zurückzuführen sind. Es ist die Folge einer *force majeure*, die sich auch bei anderen bewährten Maschinen einstellen kann. Die erste Probe, einen selbständigen Aufstieg, hat Parjeval glänzend vollführt, jetzt hat er nur noch die beiden anderen Bedingungen, Höhenfahrt und Dauer, zu erfüllen, ehe die Militärbehörde über den Ankauf des Ballons schlüssig wird. Der Parjeval-Ballon muß vor seiner Übernahme durch das Reich noch eine Höhenfahrt absolvieren. Der Übernahme Preis für denselben beträgt ungefähr 200 000 Mark, die der Staat an die Motorluftschiffahrtgesellschaft zu zahlen hat.

Zeppelinfonds. Bei der vom Grafen Zeppelin als Zentrale benannten Rentenanstalt in Stuttgart sind bisher 3'538 451 Mk. eingegangen. Da die Sammlungen in Deutschland noch nicht abgeschlossen und noch nicht alle Beiträge der einzelnen Sammelstellen an die Zentrale in Stuttgart abgeführt sind, dürfte der Zeppelinfonds in kurzem die Höhe von vier Millionen Mark erreichen.

Graf Zeppelin hat folgende Erklärung veröffentlicht: „Die mir vom ganzen deutschen Volke in einmütiger Opferwilligkeit gespendete Gabe übertrifft schon heute weitaus die unmittelbaren Kosten zum Ertragbau für mein zerstörtes Luftschiff. Mit dem mir von den Spendern anvertrauten Verfügungsrecht bilde ich aus dem Überschuss eine Zeppelin-Luftschiff-Stiftung, welche bestimmt ist, Entwicklung des Baues meiner Luftschiffe zum Vorteil der deutschen Industrie zu begünstigen, sowie dem Reiche die Beschaffung solcher Luftschiffe zur Erhöhung der Wehrkraft und Verwendung im Dienste der Wissenschaft zu erleichtern. Hiernach erhält mein eigenes Vermögen durch die Spende keinerlei Zuwachs. Ich bitte deshalb, mir nicht als Hartherzigkeit auslegen zu wollen, wenn ich die in letzter Zeit in ungeheurem Umfang an mich und meine Angehörigen gelangenden Bittgesuche, zu deren Befriedigung mein ganzes Jahreseinkommen nicht ausreichen würde, abschlägig bescheiden muß.“

Die **Fahrt des neuen Zeppelin-Ballons** ist für die ersten Oktobertage n. St. zu erwarten.

Der künftige Umfang des Zeppelinschen Unternehmens. Aus Friedrichshafen wird gemeldet: In mehreren Konferenzen wurde der Beschluß gefaßt, das neue Unternehmen des Grafen Zeppelin derart zu organisieren, daß zwei Hallen mit allen notwendigen Werkstätten und allen möglichen modernen Maschinen-

behelfen ausgerüstet werden, um in der Lage zu sein, bis zum dem Jahre acht Luftschiffe zu erzeugen.

Graf Zeppelin hat durch eine beim Notar hinterlegte Erklärung als Dank für die deutsche Nationalstunde seine sämtlichen Luftschiffbauanlagen am Bodensee, soweit sie nicht das Reich erwirbt, im Falle seines Todes der deutschen Nation als Geschenk vermacht.

Die Tochter des Grafen Zeppelin. Aus Berlin wird berichtet: Komtesse Helene Zeppelin, die sich soeben mit dem bayerischen Oberleutnant v. Brandenstein verlobt hat, steht im 29. Lebensjahre. Sie ist das einzige Kind des Grafen. In den schweren Zeiten, die der Graf durchzukämpfen hatte, war sie stets bemüht, die vielen Sorgen dem geliebten Vater nach Möglichkeit zu erleichtern. Lange Zeit war sie der Geheimschreiberin des viel beschäftigten Erfinders und manche Enttäuschung hat die felsenfest an den Stern ihres Vaters glaubende Tochter mit viel Geduld zu ertragen gewußt. Sie war es, die nach der Katastrophe von Csterdingen den Grafen Zeppelin am Bahnhof in Friedrichshafen mit den beruhigenden Worten in ihre Arme schloß: „Laß doch, Vater!“ Nie hat sie an den endgiltigen Sieg der genialen Idee ihres Vaters gezweifelt, sie hat die wenigen Getreuen immer zusammengehalten, als alles den Grafen zu verlassen drohte.

Kirchliche Nachrichten: Tilsit.

Aufgeboten: Zum 2. Mal: Der Hofrat David Busch, Witwer, mit Lisette Wallner aus Kurland.

Getraut: Emilie Adele Albertine Schläter.

Gestorben: Die Offiziersfrau Beate Kasattin, geb. Heuer im 26. Jahre.

Pustige Gese.

Eine Augustin Keller Anekdote wird in der „Frankf. Ztg.“ aufgeführt. Als Augustin Keller, der in seiner äußern Erscheinung bekanntlich einem katholischen Geistlichen nicht unähnlich war, anlässlich einer regierungsrätlichen Expertise ein Dorf im katholischen Landesteil besuchte, traf er auf der Straße eine Anzahl kleiner Buben, von denen der eine jämmerlich weinte. Keller fuhr ihn an: „Sei still, Bub, oder ich freie dich“, worauf einer der anderen Kleinen erwiderte: „Tüend das jo nit, Herr Pfarver, er hätt grad' i d' Hese g'macht!“

Schlimmes Fazit. Fürs Leichte zu schwer — Und fürs Schwere zu leicht, hat mancher im Leben nur wenig erreicht.

Anzüglich. Gastgeber (der nach einem Diner einem Herrn beim Anziehen des Ueberziehers behilflich ist): „Na — paßt er noch?“

Pariert. Reisender (zum Hotelwirt): „Ich hoffe doch, daß Sie kein Ungeziefer in Ihrem Zimmer haben?“ — Wirt: „Gewiß nicht, nur das, was die Reisenden selber mitbringen.“

Gemütsmenschen. Lehrer (nach eben beendigter Ferienzeit zum Schulrat): „Ich bitte um acht Tage Urlaub.“ — Schulrat: „Zu welchem Zweck?“ — Lehrer: „Ich möchte heiraten.“ — Schulrat: „Warum haben Sie denn das nicht in den Ferien gemacht?“ — Lehrer: „Ich wollte mir die Ferien nicht damit verderben.“

Liebe Jugend. Als Frau Mali aus Ostende heimkam, fehlten in ihrem Budget fünfhundert Mark, die sie auf keine Art verrechnen konnte. Frau Mali entschloß sich kurz: sie hat eine herrliche Brillantbroche — wenn sie den mittleren Stein durch eine gute Imitation ersetzen läßt. . . „Bedaure, Gnädigste,“ sagte der Juwelier, „den Stein habe ich schon vor acht Tagen im Auftrag des Herrn Gemahls ersetzt. . .“

Im Vergnügungspark der Münchener Ausstellung 1908. „Wenn S' jetzt nei in fünf Minuten satrisch vergnügt und schnaderlöffel sat, nacha wern S' eing'sperrt!“

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:
Arthur Leist.

Die altbekannten

Schaum- und Schöpf-Löffel

sind wieder zu haben. Bestellungen auf
Pfannen, Krauthobel etc.

werden Angenommen. Michael-Pros., Haus Henning N. 76.
Quart. Nr. 6. 2—1

S. Schwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpater Universitätsklinik.
Sprechstunden: Vorm. von 11—1 Uhr, Abends von 4—6 Uhr. Wera,
Dnatschaja Nr. 31, Haus Sarabschew. 0—28

Werkzeuge

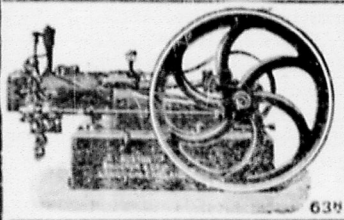
für Schmiede, Schreiner, Schlosser,
Klempner etc. sowie komplette Werkstatt-
Einrichtungen empfiehlt die einjährige
Stahl- und Werkzeug-Fabrik „De-
lenwerk“, Gustav Diermann jr., Kem-
scheid (Aberland). 20—16

100—150 RBL.

monatlicher Verdienst
(auch als Nebenverdienst)

bietet sich strebsamen Personen aller Stände auf
solide Weise ohne Nachkenntn. und Risiko. Alles
Erforderliche franko. Namen und Adresse in
lateinischer Schrift erbeten. Off. unt. „M. M. M.“
an das Handelshaus V. & G. Mehl & Co., Mos-
kau, 287629. 3—1

STUCKEN & K^o



Baku

Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“,
Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
Dreschmaschinen, Locomobilen,
Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
Bewässerungspumpen,
Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
Mühlen, Sägemühlen,
Reis-Reinigungs-Maschinen
„ENGELBERG“.

52—35

Kupferschmiede

Alfred Jeschor

TIFLIS, Michael-Pr, № 52, neben dem Krankenhause,

empfiehlt sich zur Anfertigung von:

Rektifikations - und Cog-
nac Apparaten, Weinfiltern,
Weinpasteurisir-Apparaten,
Tresterbrennkesseln, Bade-
einrichtungen und Käsekes-
seln u. s. w.

Lieferung prompt und billig.

5—5

Das Tifliser Magazin

der Aktiengesellschaft der Shy-
rardower Manufakturen

Hielle & Dittrich,

Dworzowaja,

empfiehlt sein reichhaltiges Lager

in Leinen- und Baumwollwaren, Tischdecken,
Bettedecken, Handtüchern, Strümpfen, Socken
und sonstigen Trikotagen, Flanellen, Woll-
stoffen und Barchend, Damen- und Herren-
wäsche, Möbelstoffen, Gardinen, Teppichen,
Bresentleinen und fertigen Bresenten,

zu Preisen laut Fabriksliste!

jeden Sonnabend
Ausverkauf von Resten

zu bedeutend ermäßigten Preisen. 20—4